



Inhalt: Schneelicht. Die Geschichte eines Wintertages und einer Winternacht (mit Initialen). Von E. M. Vacano. — Staubach. Gedicht von Hermann Höltz. — Nemi. Erzählung von Hans Wachenhusen. (Fortsetzung). — Eine Frage. — Im Vorzimmer Sr. Durchlaucht. Von M. v. C. — Mosaik. — Die Mode (mit Abbildungen). — Feine Küche. Recepte für die Saison. — Wirthschaftsplaudereien (mit Abbildung). — Beschreibung des colorirten Modenbildes vom 1. April. — Schach. — Räthselhafte Inschrift. — Räthsel. — Auflösungen der Räthsel Seite 96. — Correspondenz. — Für Pausgeschäfte.



Schneelicht.

Die Geschichte eines Wintertages und einer Winternacht.

Von E. M. Vacano.

1.

Es gibt Menschen, deren Leben nie mit einem sonnenhellen Tage verglichen werden kann; es ist niemals Frühling in ihrem Dasein und niemals Mittagspracht. Nie tritt der Augenblick des Glückes voll und strahlend an sie heran, nie die selige, dahinträumende Zeit der Sonnenhöhe, blüthenwuchernd und wonnigsatt. Es ist, als ob sie neben dem Leben durch's Leben gingen, in einer schrägen Richtung gleichsam. Doch sehen sie ihren Weg vor sich; das Licht aber, das ihnen leuchtet, ist nicht das eines Gestirnes; es geht von der mühseligen, rauhen Erde selber aus, es ist Schneelicht. Schneelicht, die kargste Gabe der Natur! Es kältet, es macht die Bahn schwerbegehend, aber es zeigt doch den Abgrund und es verhindert den Wanderer, ein Geschöpf zu schädigen.

Wol aber dem Menschen, den die ewige Winternacht nicht verzagt macht, der sich aus seinem eigenen Innern noch ein zweites Licht erholt: das Gottvertrauen. Er wird die Stunde überwinden und erleben das Morgenroth — wenn auch erst am Ende.

* * *

Hast Du einmal ein Frauenzimmer gesehen, lieber Leser, dessen bloßes Anschauen Einen schon gesünder macht? Ein Frauenzimmer, hellherzig und hellblickend, von stattlicher und doch anmuthiger Figur, mit sicherer, behaglicher Miene, weißblühenden Zähnen beim Lachen, mit weichgenotetem glänzendem Haar, mit energischem Wesen und volltönender Stimme? Wenn man verdrießlich ist oder sorgenvoll und man ersieht eine solche Frau, da muß man fröhlicher werden, heiterer, zuversichtlicher.

In der Stadt sieht man dergleichen sehr, sehr selten, ebensowenig unter der ärmeren Klasse der Landbevölkerung, öfters aber unter den wohlhabenden Grundbesitzerinnen, welche die Frische des Landes mit dem anmuthigeren Gehaben der Stadt vereinigen. Wenn so ein seelen- und körpergesundes, frohes, lächelndes Wesen erscheint, athmet man gleichsam erleichtert auf, man lächelt mit, die Sorge wird leichter und man hat den Eindruck, als ergehe man sich in einer reichen, blühenden Frühlingsgegend. Die aurielbraunen Augen sagen: wer wird denn finster darenblicken? In ihrem Busen scheint ein Herz voll Uebermuth und Mitleid zu schlagen, ihr Lachen köstet. „Ich bin reich!“ sagt ihre nette Kleidung. Und „Bei mir hat Niemand Noth!“ sagen die Grübchen in den Wangen, die dem Bettler Vertrauen einflößen.

So war die Frau, welche an einem schönen Wintervormittage in dem freundlichen Städtchen Hainfeld mit einer kleinen Gesellschaft über den belebten Jahrmart schritt, wo sie eine Menge Einkäufe gemacht hatte. Sie hatte Kleiderstoffe eingekauft für die Mägde ihres Hofes, auch kleine Geschenke für die Knechte, warme Wintersocken für die Kinder der Tagelöhner und für arme Leute aus dem Lan-

nengraben, an dessen Ausläufern der stolze Bruchhof stand. Auch Geräthschaften für die Wirthschaft hatte sie gekauft, und Sonstiges für Haus und Feld. Und darunter auch einige Sachen, die sich für eine Braut schickten, denn die reiche, junge Bruchhofbesitzerin war wirklich Braut. Seit zwei Jahren schon Wittve eines grämlichen und geizigen Grundbesizers, dem sie ein liebevolles und braves Weib gewesen war, hatte sie sich nun entschlossen, wieder zu heirathen. Und es gab Niemanden, der ihre Wahl mißbilligte, außer einigen jungen, reichen Grundbesizersöhnen, welche in die schöne zwanzigjährige Frau Apollonia Eder vom Bruchhof ganz vernarrt waren, und einigen Mädchen, die es unverzeihlich fanden, daß eine Wittve ihnen den hübschesten und prächtigsten jungen Mann in der ganzen Gegend wegnehme. Alte, hausgeessene, stolze Wirthschaftsbesitzer meinten vielleicht, die Besitzerin des stattlichsten Hofes sollte nur wieder einen „alten Namen“ heirathen, einen Hausgeessenen und Stolzen und nicht einen fremden, zugereisten jungen Mann ohne jede Familie, und besäße er auch alle mögliche Tugenden.

Denn Frau Apollonia Eder vom Bruchhof heirathete ihren eigenen Maier und Wirthschafter (oder „Verwalter“, wie man's bei den Adeligen nennt), den Josef Gottdank, einen hohen, hünenhaften jungen Mann von 25 Jahren, voll Arbeitslust, Umsicht und Lebenskraft, mäßig, verständig, brav, ehrbar und ordentlich. Ein Mann, wie geschaffen, ein so reiches Gut zu verwalten und ein so liebes, lebensfrohes Weib glücklich zu machen.

Josef Gottdank war aus dem Tyrolischen her, irgendwo bei Innsbruck zu Hause. Er war ein Findelkind und durch Zufall in diese ferne Gegend und in die Dienste des Bruchhofes gekommen. Und das war für Alle gut gewesen; denn unter der Leitung des anstelligen, kraftvollen jungen Mannes war die ganze Wirthschaft mit ihren Maierhöfen und Zubehör noch werthvoller geworden, und Frau Apollonia konnte nichts Besseres thun, als Gut und Glück in so treue Hände zu legen.

Aber man erkannte es bei der Braut sowol wie bei dem Bräutigam an, daß es so gekommen sein würde, auch wenn es nicht so am Besten gewesen wäre und daß da eine starke Liebe zwei brave Menschenherzen zusammengekettet hatte auf Rimmertreppen.

Und war's denn nicht natürlich?

Schien es doch, als habe die Natur die Beiden für einander so geformt und geschaffen, als ob schon ihre so vollen und wolklingenden Stimmen eine Harmonie miteinander geben sollte, und was sie miteinander angriffen, das ging von statten, und was sie dachten, das dachten sie zusammen. Und daß Sie so reich war und Er nicht? Das war Zufall. War sie doch auch nur eine arme Verwandte ihres verstorbenen Mannes gewesen, und was Josef Gottdank nicht in der Kasse hatte, das hatte er in seinen Armen und in seinem Kopfe. So war denn alles recht und billig und es war nur natürlich, daß Frau Apollonia auf diesem Jahrmarte noch fröhlicher in's Leben schaute und lachte, als sonst.

Ihre Einkäufe hatte sie in den Gasthof zur Weintraube schaffen lassen, wo sie ihr Pferd eingestellt hatte, und so schlenderte sie nur noch so herum mit der Frau Verwalterin von Schloß Forst, dem alten Bürgermeister von Tamdorf und der runden Müllermeisterin von der Grünanger Mühle. Grüßend, plaudernd, war sie in ihrem schmucken Pelze für Alle, die sie sahen, ein helle Freude. Wie sie mit ihrer Gesellschaft an dem „Großen Gasthofe zum englischen Reiter“ vorüberkam, da blieb die joviale Frau Verwalterin des Grafen von Forst stehen und deutete auf einen großen rothen

Anschlagzettel am Thore: „Oho,“ rief sie, „da gibt's wol Komödie?“

„Nein,“ sagte der Bürgermeister. „Es sind nur Figuren, wächserne Figuren.“

„Gehören gar nicht zum Jahrmart,“ äußerte die Müllermeisterin, die eine kluge Hausfrau war. „Der Mann ist schon seit drei Wochen da, es gehen aber nur die ganz noblen Herrschaften hinein, weil's eigentlich doch eine gelehrte Sache ist — psychologisch und geschichtlich steht darauf. Wahre Kunstwerke, sagte der Herr Pfarrer.“

„Und ein Eintrittspreis von einem Gulden!“ rief die Frau Verwalterin, die eben vom Zettellesen zurückkam. „So eine Idee! Da kaufe ich mir doch lieber in der Traube ein gutes Beefsteak mit Spiegelei und ein Glas Wein!“ Das war auch die Meinung der Uebrigen. Der Landbewohner, selbst der Wohlhabendste und Freigebigste, hat einen Abscheu davor, übervorteilt zu werden, nicht sowol um des Geldes willen, sondern weil das als Schande angerechnet wird. Und von öffentlichen Schaustellungen meint er immer, daß ein „Schwindel“ dabei sei und besucht sie nur für so geringen Eintrittspreis, daß das Gebotene nicht überzahlt erscheinen kann.

So ging die Gruppe weiter zur blauen Traube, deren Stallungen voller Gastpferde, deren Hof voller offener Wägelchen war, in deren Schänzkammer Unmassen von Landleuten Würste und Suppe aßen und in deren Extrazimmer der Herr Pfarrer mit anderen geistlichen Herren aus der Umgegend über Getreidepreise sprach.

Frau Apollonia hatte auch mit dem Herrn Pfarrer zu reden und trat deshalb in's Extrazimmer. Der Herr Pfarrer war der hübsche, gutthätigen Frau sogleich zur Disposition. Es handelte sich um eine Modalität beim „Verfünden.“ Und da sich die hübsche junge Braut zugleich angelegentlich nach den Bedürfnissen der Stadtarmen erkundigte und eine namhafte Summe für dieselben zurückließ, so nahm sie, als sie aus dem Extrazimmer trat, so herzliche und glückverheißende Worte des freundlichen geistlichen Almoseniers mit sich, daß ihr Gemüth voll tiefer Bewegung und die Augen voller Wasser waren.

Nein, sie war nicht in der Stimmung, in die Gaststube zu treten, sich an einen menschenlauten Tisch zu setzen und Scherze zu hören über ihr „Geschäft mit dem Herrn Pfarrer.“

Sie stand einen Augenblick im Thorwege, dann trat sie wieder auf die Gasse hinaus und ging die Häuserfronte entlang. Ein prächtiger Wintertag war's, wie gesagt. Festgefroren war der Schnee auf allen Dächern und die Sonne schien ganz rund und roth aus dem klarsten Himmel. Die Luft war so rein, daß sie Einem fast den Athem zerschneidete. Zwischen den Buden war's jetzt leerer geworden, da es eben Gabelfrühstücks-Stunde war, und nur die Verkäufer und Verkäuferinnen selber plauderten von Hütte zu Hütte, mit rothen Nasen, die Hände in dicken Fausthandschuhen. Jetzt stand Frau Apollonia wieder vor dem „Herrengasthofe zum englischen Reiter.“ Da ging es viel stiller zu, als in der Traube. Und der Zettel von den Wachsfiguren glänzte grell in der Sonne und verklärte:

„Nur noch kurze Zeit! Sammlung von Wachsfiguren des Herrn Professors Lancio aus Bologna. Noch nie dagewesen! Sammtliche Figuren porträtähnlich, nach der Natur geformt!“

Im Besonderen kündigte es die Gruppen an: „Othello; der berühmte Räuber Sabri Tosi; die Nonne Toffana, Erfinderin des Giftes Aqua Toffana; der verurtheilte Mörder; Napoleon in seinem Grabe auf St. Helena; die beiden

Wirthsleute in Schwalbach, welche ihren Sohn ermorden; das heilige Abendmahl; die stamiesischen Zwillinge . . ."

Als Frau Apollonia so weit gekommen war in ihrer Lektüre, hörte sie eine sanfte Stimme vom Thorwege her: „Ist es vielleicht gefällig einzutreten, Madame?“

An einer Thüre im Hausflure stand eine Wachsfigur im bunten Hanswurstkleide neben einem Tische, der schon in der Doppelthüre selber stand, und an diesem Tische saß eine kleine, gelbe, hagere Frau in einem schäbigen Pelze, mit einer Billefschattulle vor sich, und ihr gehörte die sanfte Stimme. „Es ist eben Niemand da,“ fügte dieselbe hinzu. Frau Apollonia warf einen Blick um sich. Es gab nicht wol ein Zurücktreten mehr. Und sie hatte noch so viel Zeit vor sich und wollte Daheim etwas zu erzählen haben. Sie löste also an der Kasse ein Billet und trat ein.



2.

War sie allein in dem großen Saale? Sie wußte es nicht. Es waren eine Menge Personen da — aber waren dieselben lebendig, oder von Wachs? Es überkam sie das unbehagliche Gefühl, welches Jeden, der dessen ungewohnt ist, beim Eintritte in eine Wachsfiguren-Sammlung überkommt. Man hat das Gefühl, inmitten von lebendig gewordenen Leichen zu sein, so schrecklich lebensvoll sind die starren Menschen in den phantastischen Kleidern! Wer steht mir dafür, daß sie sich nicht rühren, daß nicht plötzlich Eine der Figuren an mich herantritt und mich mit ihren kalten Händen ergreift? Oder ob der stille Mann da neben mir nicht vielleicht lebendig ist, etwa der Herr Professor Lancio aus Bologna selber, und auf mich zutritt und höflich fragt: „Kann ich die Ehre haben, Ihnen Alles zu erklären?“

So frohmüthig und hochherzig Frau Apollonia auch war, es machte ihr für einen Augenblick Herzklopfen, als sie in dem kahlen, halbdunklen Gasthaussaale zwischen den vielen steifen Figuren stand, scheinbar allein. Ein Geruch von Moder, der aber nur Wachsgeruch war, umgab sie. Sie hörte hie und da um sich oder über sich ein leises Knarren — in den Dielen oder in den Figuren? Die sanfte Stimme hatte ihr noch nachgerufen: „Der Herr Professor wird sogleich kommen und erklären, Madame!“

Sie ließ ihre Blicke rasch, scheu, ängstlich in die Runde laufen.

Dort grinste ihr ein wüthendes, schwarzes, beturbantes Haupt entgegen; ein gelbes, scharfes Nonnengesicht schielte hinterlistig und boshaft nach ihr; ein alter Invalide betrachtete sie finster, als wolle er sie fragen, wie sie es wagen könne, hierherzukommen, ohne von Wachs zu sein. Sein Arm zitterte, Frau Apollonia sah das deutlich. Und da neben ihr war eine ganze Gruppe: Richter, welche an einem Tische saßen; der Mittlere schien ein Urtheil vorzulesen. Ein Gendarme mit aufgeschlitztem Gewehre, und dicht neben ihm auf einer Bank der Verbrecher, den linken Arm mit dem rechten Beine durch eine Kette verbunden, das Antlitz, wie im Sturmgewirbel des höchsten Leids gesenkt, augenscheinlich im Begriffe, sein Urtheil zu vernehmen.

„Der verurtheilte Mörder!“ stand in der That auf einem Täfelchen an der Wand über der Gruppe.

Die Augen der Frau Apollonia waren jetzt sicher und ruhig geworden und konnten schauen.

Plötzlich wurde ihr frisches Gesichtchen weiß wie der Schnee auf den Hügeln, eine jähe, entsetzte Ueberraschung spiegelte sich in demselben. Sie hatte unwillkürlich den „verurtheilten Mörder“ genauer gemustert, der Kopf desselben war wirklich ein Meisterwerk des Wachsplastikers.

In Wahrheit, Professore Lancio aus Bologna war ein Künstler in seinem Fache. Jeder Zug des Gesichtes war charakteristisch und dem Leben abgelautet. Das Antlitz lebte förmlich. Jedes Fältlein, jeder Schatten, jede Vertiefung desselben war mit der fast beängstigenden Genauigkeit durchgeführt, welche den Studienköpfen Balthasar Denner's eine so staunenswerthe Wirkung verleiht.

Was war es, das Frau Apollonia alles Blut aus den frischen Wangen zum Herzen strömen ließ? Ihre Lippen zitterten, in ihren Augen wuchs das Entsetzen.

Welch' eine Aehnlichkeit war es, die sie so ergriff? Eine Aehnlichkeit? Nein, hier war mehr als eine solche; es war ihr, als müsse sich die zusammengesetzte Figur des Mörders erheben und ihr zunicken mit einem gräßlich vertraulichen Blicke und ihr sagen: „Willkommen, Ploni!“ denn das war nicht sein Bild, das was er selber! Nicht einzelne Züge allein, die er ja mit Anderen theilen konnte, sondern die geheimsten Fältchen und Fasern des Gesichtes, die eigenthümliche Form seines Ohres, die Schramme, die ihm über die linke Wange lief, und da auf der rechten das

Leberfleckchen, so groß wie eine Linse, gerade auf dem Backenknochen . . .

Gewiß, sie träumte. Aber der Traum wollte kein Ende nehmen und ihr Blick kroch hinab über den Hals der Gestalt, und da war ein Inquisitenkleid, rauh, greifbar wirklich, kein Traum, und dort über dem Haupte des grauenhaften Bildwerks stand es: der verurtheilte Mörder!

Sie wußte, daß diese Gestalt hier von Wachs war. Es könnte einen Menschen wahnsinnig machen, wenn er sähe, wie sich eine Wachsfigur bewegt, erhebt und spricht, aber Frau Apollonia hätte in diesem Augenblicke Alles, was sie besaß, dafür gegeben, wenn sich diese Gestalt bewegt, wenn sie sich erhoben, wenn sie gesprochen hätte; denn sie hätte dann gewußt, daß „ein Anderer“ in dieser Jacke stecke, ein Lebender, und nicht das entsetzliche treue Abbild dessen, der daheim ihrer harrete und dem sie gesagt hatte: „Ich will Dir gehören für immer!“

Sie fühlte noch, wie zwei Arme sie umfingen. Dann fühlte sie nichts mehr.



3.

a, Professor Lancio aus Bologna war ein großer Künstler in seinem Fache.

Er war der Sohn armer Eltern aus Dulcino in der Schweiz und hatte als Bube die verschiedensten Holzachen geschnitzelt für die Touristen. So prächtig und eigenartig waren die Köpfe gewesen, die er dem spröden Holze abgewann, daß ein durchreisender Italiener, ein scultore, die Behauptung aussprach, il piccolo Lanciotto sei ein genio und zum scultore geboren. Und er nahm ihn mit nach Italien hinab, nach Mailand, wo die Bildhauer, glaube ich, wild wachsen, aber da zeigte sich's, daß Lanciotto ein ganz eigenes Genie war. Die weißen Steine machten ihm keine Freude; die blicklosen Augen, die farblosen Geberden, das Alles konnte ihn nicht begeistern. Desto mehr entzückte ihn aber die Kunst der Wachsformer, die er dort kennen lernte. Das war sein Fach! Das Leben dem Leben ablauschen, mit feiner, heiterer Kunst das farbenreiche Antlitz formen, fast so treu wie die Sonne es vermag — das war eine Freude! Und so wurde er denn Wachsboffirer, und formte alle Souveraine, alle Künstler, alle Erfinder und alle Mißethäter für die weltberühmten Wachsfigurensammlungen der Madame Louffaud in London, des Signor Martucci und des Monsieur Labretelle. Und zu Zeiten bereifte er mit seinen neuesten Figuren die Länder Europas und erwarb auch damit viel Geld. Seine Specialität waren Genre-Gruppen, die er wie ein Poet zusammenstellte und deren Typen er sich zusammensuchte, wo er sie fand. So hatte seine Gruppe von der „Landsknechtskraft“ lange das Entzücken Petersburgs gebildet und seine „Reformatoren“ waren bis nach Amerika gewandert. Die Gruppe des verurtheilten Mörders war eine seiner Lieblingsarbeiten und er mochte sich nicht gerne von ihr trennen . . .

* * *

„Es ist so! ich sage meiner Frau immer, sie solle den Saal kühlen und wenn es noch so kalt ist!“ sagte der robuste blonde Schweizer, als Frau Apollonia auf dem Sopha seines Wohnzimmers sich unter den Bemühungen der kleinen Frau Lancio wieder erholt hatte. Nicht Jedes kann den Wachsgeruch vertragen! Verzeihen Sie, Madame! Sie sind hoffentlich wieder wol und haben sich erholt?“

Frau Apollonia nickte nur. Sie sprach noch nicht — sie ordnete ihre Gedanken. Sie war jetzt todesruhig. Sie brauchte nicht nach Fassung zu ringen, denn ihre Seele war noch nie so klar gewesen, wie jetzt. Sie sah den Weg deutlich vor sich, den sie zu gehen hatte. Und sie sagte: „Mir ist schon wieder ganz wol. Es war wirklich der sonderbare Geruch . . .“

Damit lächelte sie der kleinen Professorsgattin zu, die sich mit klagender Stimme für sehr glücklich erklärte, daß nun alles wieder gut sei und noch ein Glas Wasser eingoß und dann mit derselben klagenden Stimme äußerte, sie müsse nun wieder zur Kasse hinaus. Aber die Dame müsse sich noch ganz erholen und . . . „Und dann haben Sie auch die Sammlung noch nicht gesehen!“ setzte der Professor in seinem Künstlereifer hinzu. „Sie waren ja kaum eingetreten. Sobald Sie wieder ganz wol sind, werde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen Alles zu erklären.“

Wieder wich alles Blut aus Frau Apollonia's Wangen, aber sie faßte sich rasch und konnte sogar lächeln.

„Ich möchte lieber für heute nicht mehr riskiren, die schönen Figuren zu besehen,“ erwiderte sie.

„Das wäre aber schade! Die Fenster sind alle offen,“ sagte der Professor beinahe getränkt.

„Ich nehme mir vor, morgen wiederzukommen. Die Gruppen scheinen so schön zu sein, so natürlich . . .“

„Das will ich wol glauben. Alle sind nach der Natur; jedes Gesicht, jeder Finger, jeder Zug . . .“

„Das sieht man gleich. Besonders die Gruppe, vor welcher ich stand, der . . .“

„Der verurtheilte Mörder? . . . Nicht wahr, das ist Leben, das ist Naturtreue! Ich war selber bei der Verhandlung und erlangte nachher vom Präsidenten die Erlaubniß, den Delinquenten mit dem interessanten intelligenten Gesichte in seinem Gefängnisse abnehmen zu dürfen . . .“

„Ah! So ist der also auch Forträt?“

„Natürlich, natürlich! Es war ein Mörder. Ein junger Verwalter eines großen Gehöftes im Innsbrucker Thale, ein Findelkind, Josef Findelkind nannte er sich, das aus Barmherzigkeit bei einem reichen Großgrundbesitzer aufgezogen worden war wie ein Kind des Hauses und zum Danke dafür den älteren Sohn des Hauses erschlagen hat. Er wurde zum Tode verurtheilt, aber zu Kerkerhaft begnadigt.“

Frau Apollonia hatte die Augen noch immer groß offen auf den Professor gerichtet. Dem fiel es aber auf, daß sich keine Miene ihres Gesichtes regte, als er schwieg.

Er fuhr empor und faßte ihren Arm. Da lief ein Zittern über ihre ganze Gestalt und ihr Auge wurde plötzlich hell; tiefes Roth lag auf ihrer Wange. Sie athmete heftig und erhob sich jäh. „Es ist nur . . . ich möchte fort. Ich glaube, die Luft wird mir gut thun,“ sprach sie mit einer seltsam klaren Stimme, die wie von Glas klang.

Der freundliche Schweizer sagte noch etwas, und die kleine Frau an der Kasse sagte noch etwas. Und der Wintertag draußen war rein, kalt und sonnig, und als Frau Apollonia festen Schrittes durch das Portal des Gasthofes schritt, da grüßte sie Jemand tief und grinsend. Es war ein ältlicher Mann, häßlich freundlich, kriechend, der böhmische Schneider Swoboda aus ihrem Marktflecken. Der hatte seit zwei Tagen beim Herrn Professor emsig gearbeitet und die Gewänder vieler Wachsfiguren neu in Stand gesetzt. Herr Swoboda wohnte in einem Häuschen am Ende des Marktes; an seinem Fenster hing ein Kanarienvogel, dem gab er täglich frisches Grün; ein kleiner Hund lag auf seiner Hausschwelle und keifte alle Vorübergehenden an. Spinnweben hingen in den Fensterecken und der Mann sagte, es unterhalte ihn, wenn sich eine recht dumme Fliege fange und sich abmühe loszukommen und die dicke Spinne ruhig warte, bis sie Hunger bekomme.



4.

Es war schon spät am Nachmittage, als Frau Apollonia auf ihrem Wägelchen heimkutschirte. Die gekauften Sachen waren im Hintertorbe des Wägelchens untergebracht. Sie hatte eine alte Frau vom Markte zu sich auf den Sitz genommen und die hatte den ganzen Weg über lustig geplappert. In Sieverling hatte sie dieselbe abgesetzt. Sie fuhr dann noch durch eine lange Allee von Lindenbäumen und am Ende derselben sah sie den stattlichen Bruchhof mit all seinen Wirthschaftsgebäuden und Stallungen vor sich liegen.

Der Himmel über dem Hofe und über dem Marktflecken war winterklar, die Dächer waren alle mit blühendem, hartem Schnee bedeckt. Es war dasselbe Bild, wie sie es verlassen, und doch, wie anders war es jetzt! . . .

Ueber dem Hausthore war in grellen Farben der heilige Florian dargestellt, wie er auf ein brennendes Haus die Wasserkufe ausleert.

Es ist ein lieblicher Glaube, der an die Häuser des Landvolks das Bild des jungen römischen Kriegers heftet, der im alten Lorch mit einem Mühlstein am Halse in die Fluthen der Ems geworfen wurde, weil er sich nicht den Götzen beugen wollte. Der Gläubige meint nun, daß der fromme Held die Fluthen, durch die er den Märtyrertod erlitten, beherrsche nach dem Willen Gottes und daß er überall, wo ein Haus in Flammen stehe, dieselben verlöschen könne mit dem Thau des Himmels.

Ueblicher Florian, schütze unser Haus vor der Feuernoth!

Gibt es aber wol einen Heiligen, der das Haus unseres Glückes schützen kann vor dem Verderben, es schützen vor Unheil und Elend? Ach, gebe es den — sein Bild sollte stets prangen neben dem Deinigen, o heiliger Florian! Geld kann wieder aufbauen, was die Flamme verheert — aber das arme gebrochene Herz!

Es war Frau Apollonia einen Augenblick, als könne sie gar nicht wieder heimkehren. Es war ihr, als drehe sich Alles um sie. Sie sah seltsamerweise deutlich eine roth-angestrichene Kinderspielerei vor sich, die sie auf dem Jahrmart bemerkte hatte. Wie kam sie doch darauf? Es war,

als wolle ihre Seele einen Halt suchen, indem sie sich an eine so gewöhnliche Erinnerung klammerte.

Es gibt Tage, wo der Nebel des Winters so dicht ist, daß eine Person, die wir eben noch deutlich gesehen haben, in der nächsten Minute in diesem Nebel spurlos verschwunden ist. Es war Frau Apollonia, als sei ihr ganzes früheres Leben jetzt in Nebel eingehüllt, verschwunden. Sie sah keinen Weg vor sich, keine Zukunft.

Sie erinnerte sich auch, einmal, vor Jahren, an dem Kreisgerichtsgebäude zu Hainfeld vorübergegangen zu sein; es waren Sträflinge herausgekommen, die Strafenarbeit thun sollten. Sie waren grau gekleidet und hatten Ketten an den Füßen. Der Eine von ihnen hatte geweint. Man konnte also ein Sträfling sein und doch ein Herz haben. Ja, der war aber sicher kein Mörder gewesen. Ein Mörder! Einen Menschen todt und starr, mit klaffender Wunde vor sich haben, ihn berauben und davongehen und weiter leben — das war entsetzlich!

Sie hielt vor dem Thore. Der Knecht kam heraus, nicht Josef Gott Dank. War Gott Dank zu Hause? Nein! Er war in's Wirthshaus nach Tanndorf hinübergegangen, weil er mit dem Wirth über den Weizenverkauf zu reden hatte. Frau Apollonia seufzte auf, als sei ihr eine Last vom Herzen. Sie stieg ab, gab ihre Befehle wegen des Abladens der eingekauften Sachen und trat in's Haus; die dreifarbigte Kacke sprang ihr im Flur entgegen, der kropfige Hofhund Barry sprang und bellte an der Kette vor Vergnügen und Eifersucht.

Als sie in ihr Zimmer trat, und die Wärme sie so wolthuend umfloß, da war es, als thauete ihr ganzes Entsetzen auf. Und es kam über sie, daß sie ihn liebe, unsäglich, grenzenlos liebe, und sie brach in sich selbst zusammen.



5.

Im Wirthshause zum goldenen Ochsen in Tanndorf waren nur ein paar Nachmittagsgäste. Der böhmische Schneider

der Swoboda und der alte Lorenzibauer und der Josef Gott Dank, der Wirthschafter vom Bruchhose.

Die schwarzäugige Wirthschafterin saß bei ihnen auf der Bank und redete auch mit. Es war ein lachendes Gespräch, wie es im Wirthshause häufig zu sein pflegt. Einer neckt den Andern.

Der junge Wirthschafter war heute fröhlicher als je, Alles an dem schönen, hünenhaften Manne athmete Leben, frohnde Gesundheit und überquellende Kraft. Er trug den mit Schildbänsfedern geschmückten Hut im Nacken seines prächtigen Hauptes, auf welchem dunkles Haar wucherte. Das Bärtchen über seiner vollen Oberlippe zuckte stets, wenn er sprach. Er hatte den Böhmen geneckt. Der lächelte, als ob es ihm gefiele und machte ein süßliches Gesicht, aber wenn er den Wirthschafter so von unten herauf ansah, da lag in seinem Blick ein Gedanke, der einen rothen Widerschein hatte. Auch der Schneider war eine knochige Gestalt, aber eckig und plump.

„Was, Schneider! Ihr behauptet, Ihr könntet es mit mir noch aufnehmen?“ rief Josef Gott Dank übermüthig. „Ja, sagt mir nur, worin denn?“

„Nun, im Gelde nicht. Ihr seid ja der Bräutigam der reichen Frau Apollonia,“ entgegnete der Schneider mit einem unleidlichen Accente.

„Deswegen?“ lachte Josef Gott Dank. „Bis jetzt bin ich nur ihr Wirthschafter. Und wenn's einmal anders wird, so werde ich immer nie mehr Geld haben, als ich verdiene. Verstehst Ihr, Schneider?“ Er sagte das lustig, aber dabei sehr nachdrücklich. „Und worin wollt' Ihr es denn sonst aufnehmen mit mir? Jedenfalls im Trinken! Denn ein Schneider wird von einem Eimer noch nicht fertig, sagt man, wenn man für ihn einen zweiten zahlt.“

Die Wirthstochter lachte laut auf, und der Lorenzibauer kicherte mit der Bosheit alter Landleute, die gerne Witze hören auf Kosten Anderer. Herr Swoboda verzog sein Gesicht zu einem widerwärtigen Lächeln.

„Schau, schau,“ zischte er, „bis jetzt war der Herr Josef Gott Dank nur der Allerbravste und der Allerschönste und der Allergescheiteste — jetzt wird er am Ende der Allerwitzigste auch noch?“

Der junge Hüne lachte. „Wißt Ihr was, Swoboda? Hangeln wir einmal, wer witziger ist, ich oder ein Böhme?“ rief er mit frohem Muth, lehnte sich über den Tisch, legte seine mächtige Faust auf die Platte desselben, den Mittelfinger gekrümmt ausgestreckt zum Hangeltziehen.

Die schwarzäugige Sali rief: „Das läßt der Schneider sein!“

„Meinst Du?“ sagte Herr Swoboda und schielte auf die Niesenhand des jungen Maiters und that, als wolle er daran.

„Was?“ rief der alte Lorenzibauer, „ich glaube gar, der

Schneider hat Lust, es darauf ankommen zu lassen? Da lege ich einen Gulden her und wette auf ihn!“ rief er.

„Nein,“ rief jetzt Swoboda. „Ich mag heute nicht hangeln mit Euch, Herr Wirthschafter, aber eine Partie gibt's doch zwischen uns! Und ich bin neugierig, wer da gewinnt, ich oder Ihr!“

„Eine Partie — worin?“

„Nun, im Gescheidtsein, Herr Wirthschafter! Wer von uns zweien binnen acht Tagen beweist, daß er mehr weiß als der Andere, hat gewonnen! Gilt's?“

„Ich meine schon!“ lachte Josef Gott Dank mit einem lustigen Seitenblick auf die zwei Andern. „Seht aber nur zu, Swoboda, daß Ihr auch früh genug aufsteht!“ Damit erhob er sich in seiner vollen Höhe und rief: „Sapperment, wie dunkel es schon ist. Sali, da ist meine Zechel!“

(Schluß folgt.)

Staubbad.

Aus unterirdischer Alpenluft,
Aus dem dunkelsten Felsenschlucht
Schafft kühn sich Bahn der junge Bach
Zum freien und fröhlichen Lichte.

Und wie er wallt aus dem felsigen Thor,
Vor Lust wie halb beklommen,
Bringt Gruß ihm Baum und Nachtigall
Und die Sonne lächelt: „Willkommen!“

Er hüpfet und springt von Fels zu Fels
In wachsendem Freiheitsdrange;
Er schmiegt sich und schnell von Schlucht zu Schlucht
Mit hallendem Donnerklänge.

Er wühlet und zerrt am Klippenhang,
Und die Steine bröckeln, die lösen;
Er reiht entwurzelt Baumgestrüpp
Mit fort in's wogende Loos.

Er möchte ziehen das Himmelszelt,
Die Winde, die Wolken, die Sonne,
Die Wälder, die Berge, die ganze Welt
In die jubelnde Freiheitswonne.

Da schau! ein gähnender Abgrund starrt
Aus der Nähe ihm drohend entgegen,
Und drüben die alte Fichte — sie warnt:
„Was jagst Du so keck und verwegen?“

„Nicht weiter! nicht dort hinunter, Gesell!
Seitwärts lenke Dein Brausen!“
Da lockt ihn der Ruf: „Um die Wette mit mir!“
Aus des Sturmes wirbelndem Sausen.

Und dort in der Tiefe das grüne Thal
Winkt ihm so düst'ig und blühend;
Es zeigt ihm der Lehren und Blumen Schmelz
Im Sonnengolde erglühend.

Da schnell er fort in trunkenem Muth
Entgegen der schwindelnden Tiefe;
Ihn dünkt noch, als ob ein schauriges Weh
Die Fichte hernieder ihm rief.

Er stürzt. Sein Brausen verhallt. Sein Glanz
Zerprüht zu nebelndem Schatten.
Ein stiller ohnmächtiger Wasserstaub
Sinkt er auf durstige Matten.

Sannover.

Hermann Höfky.

Remi.

Erzählung von Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)

XIII.

„Ah, Sie, Adrianos!“ Damit empfing ihn Herr von B., seine Hand ergreifend und ihn mit sich ziehend. „Ich suchte Sie! Lucile war Ihnen schon böse, denn auch sie wollte Sie sprechen. Jetzt ist sie freilich schon anderweitig in Anspruch genommen. Emin-Bey weicht nicht von ihrer Seite... Sie erhielten mein Billet?“

„Es hat mich in die Aufregung versetzt, in der Sie mich hier sehen!“

Herr von B. lächelte verschmizt.

„Sie sollen Alles erfahren. Kommen Sie! Ich glaube nicht, daß Sie einen so großen Antheil daran nehmen,“ setzte er hinzu, Adrianos erstaunt anschauend, da er fühlte, wie der Arm desselben in dem seinigen bebte.

Beide traten in die das Schloßchen umringende offene Estrade, dann auf die aufwärts führende von dichtem Blattwerk umstandene Treppe und Adrianos sah sich alsbald in dem Salon des Schloßchens, einem mit Gold und Farben fast überladenen gewölbten Achteck, von welchem sternartig die Ausgänge auf die Estrade liefen.

Der Salon war fast gefüllt. Hin und her bewegte sich die bunte Menge, ab und zu strömend und einen Kreis bil-

dend um eine Gruppe, die der Gegenstand der Huldigungen Aller war.

Emin begegnete ihnen, eben aus derselben tretend. Er schritt auf Beide zu und reichte mit Herzlichkeit Adrianos die Hand.

„Ich suchte Dich schon vergebens unter meinen Gästen,“ rief er. „Tausend Dank, daß Du kamst! Gestatte, daß ich selbst es übernehme, Dich meiner Schwester vorzustellen!“

Adrianos' Arm nehmend, zog er ihn von der Seite seines Begleiters und trat mit ihm in den Kreis.

Einer Königin gleich stand hier ein hohes, wunderbar schönes junges Weib in weißem, mit Purpur besetztem Gewande von Brussa-Seide, das Antlitz von echt morgenländischem Schnitt, den üppigen Nacken und die runden Arme halb entblößt, ein Diadem in dem rabenschwarzen Haar, das die großen dunklen Augen überfunkelte. Sie plauderte mit einem Herrn. Adrianos hatte Muße, diese eigenthümliche junonische Schönheit zu bewundern, wie sie mit so großer Lebhaftigkeit sprach und ihre rothen Lippen ihre Worte mit dem lieblichsten Lächeln begleiteten. Er stand und staunte; Emin mochte die Schwester nicht unterbrechen.

Und jetzt erblickte Adrianos auch Lucile neben ihr, eine fast kindliche Gestalt neben dem imponirenden Wuchs Elda's, die hier Hof hielt wie eine Königin aus dem Libanon. Und ihr zur anderen Seite...

Adrianos empfand das Gefühl eines Schwindels; wie funberaubt stand er da, Alles vor ihm schwamm durch einander. Er presste die Hand vor die Augen, löste sie wieder, schaute nochmals...

Da vor ihm, zu Elda's rechter Seite, stand ein lichtblondes Geschöpf in weißem Seidengewande, das goldige Haar in römischer Weise aufgebunden, das Kleid hoch über dem Nacken eine elfenhafte Büste umschließend, ein himmlisches Lächeln, das eines aus glücklichem Schlaf erwachenden Kindes, auf dem rosigen Antlitz...

Emin zog ihn eben mit sich. Adrianos folgte dem Druck seines Armes, betäubt, geblendet.

„Mein Freund Adrianos-Bey, liebe Elda!“ hörte er ihn mit lauter Stimme sagen. „Er bittet...“

Ein Ausruf der Ueberraschung von heller Frauenstimme unterbrach ihn. Emin schaute verwundert auf die anmuthige Blondine. Er sah, wie sie die lichtblauen Augen starr, mit halb geöffneten Lippen auf seinen Freund richtete, wie ihr Arm sich hob, das so sonnig überglänzte Antlitz im Farbenspiel wechselte.

„Adrianos...“ hörte er sie ausrufen, wie sie, sich fassend von ihren Erschrecken, einen halben Schritt vortrat, den Arm ausstreckte, unschlüssig inne hielt und in den Zügen des jungen Mannes zu lesen suchte.

Adrianos wollte sprechen, aber beschämt senkte er das Auge. Es lag in dem auf ihn gerichteten Blick des Mädchens ein Etwas, das er nicht zu ertragen vermochte. Sein Herz hämmerte gegen die Brust, in seinen Schläfen pochte es. Niedergeschmettert von der Majestät der Gruppe vor ihm, wie sich diese eben gestaltete, als die königliche Elda den weißen von Geschmeide funkelnden Arm mit Besorgniß um die blonde Elfe legte und sie an sich zu ziehen suchte, rang er gewaltsam nach Athem.

Er schaute wieder auf, sah noch immer den Arm des Mädchens zu ihm ausgestreckt, sah, wie ihr himmelblaues Auge so kindlich bittend auf ihn gerichtet war, wie ihre halb geöffneten Lippen verlangend einen Namen zu wiederholen versuchten.

Er trat vor; er ergriff die ausgestreckte Hand und umklammerte sie heftig.

„Remi!“ rief er. — „Remi! Gott sei gepriesen, der Sie erhalten hat! O, ich danke ihm auf meinen Knien für seine Gnade!... Remi, können Sie vergeben, was ich ahnungslos an Ihnen verschuldet?“...

Remi schwieg, sie schaute so mild, so herzfreudig auf ihn; dann schüttelte sie lächelnd das blonde Haupt, machte sich los aus Elda's Arm und seine Hand nicht lassend, antwortete ihm ein leiser Druck der ihrigen.

Sie stand vor ihm noch immer schweigend; mit himmlischer Sanftmuth in den Zügen ließ sie geschehen, daß Adrianos ihre Hand an seine Lippen führte.

„Nicht verzeihen!“ lächelte sie, „mein, danken will ich's Ihnen, daß ich mein Glück, ach ein so beneidenswerthes, an der Seite dieser meiner Freundin und Beschützerin fand, die sich meiner annahm, als ich vergeblich Ihnen meinen Hilferuf zu senden versuchte. Ja, Gottes Hand, Adrianos, war über mir! Als man mich in das Waisenhaus schaffte, ließ er mich diesem meinem Schutzengel begegnen,“ — sie deutete auf Elda — „der sich meiner annahm, mich mit sich führte, mir mehr als eine Gönnerin und Freundin, eine Schwester ward, in deren Pflege ich gesundete und so glücklich ward, daß ich kein anderes Heim mehr begehrte als ihre schönen stillen Berge, in deren Thälern sie wie eine Göttin waltet.“

„Elda,“ rief sie, zurücktretend und sich an diese schmiegend, Adrianos an der Hand mit sich ziehend, „ich sprach Dir oft von dem Manne, der mir ein zweiter Vater ward, der mit unermüdlicher Aufopferung mich dem Tode abrang, nach dem

ich vergeblich rief, als ich, da er ferne von mir, so elend geworden! Wirft Du mir zürnen, Elda, wenn ich Dich bitte: Gönnen mir, Dich zu vernachlässigen und einige Minuten an seiner Seite zu sein! Ich habe ihm so viel zu sagen, auch von Dir, Elda; o immer nur von Dir, und ich möchte nicht sprechen in Gegenwart aller dieser..."

Elda lächelte und streichelte ihr die Wange. Darauf reichte sie Adrianos die Hand, ihn erst mit ihren königlichen Blicken messend, dann freundlich nickend.

"Auch ich habe Ihnen zu danken dafür, daß Sie mir diese erhielten! Nehmen Sie diesen Dank an! Emin wird mir Gelegenheit geben, Ihnen denselben noch oft zu wiederholen," sagte sie mit Wärme.

Damit übergab sie Adrianos ihre Freundin, die sich mit kindlichem Vertrauen an seinen Arm hängte und sich fortführen ließ.

"Lucile, verzeih auch Du!" rief sie, an dieser vorüber eilend. "Ich gehöre Dir später den ganzen Abend, denn auch wir haben uns noch viel zu erzählen."

Sitzend, mit gezwungenem Lächeln schaute ihr Lucile nach. Sie hatte mit Staunen angehört, was Nemi, was Adrianos gesprochen. Sie zürnte dem letzteren; er war nicht aufrichtig gegen sie gewesen. Wie hätte sie eine Ahnung von so enger Beziehung zwischen ihm und ihrer kleinen Gespielin in Alexandria haben sollen, als er im Namen Anderer nach ihr forschte.

Als Elda Herrn von B. den Arm gereicht, nahm Lucile verdrossen, aber rachsüchtig den Emin's, der nicht minder erstaunt den Beiden nachgeschaut hatte.

"Hatten Sie eine Ahnung davon?" sagte sie, mit ihm in den Garten hinaustretend.

Emin-Bey schüttelte den Kopf.

"Nein! Aber ich bin so eine Art Mit-Akteur in dem Schicksal der schönen Nemi gewesen. Ich sah sie als Kind in Alexandria öfter auf dem Plage Mehemet-Ali spielen; sie hatte etwas Eigenthümliches, was an Kindern auffällt, und ich bin einmal ein Kinderfreund. Als ich später meine Schwester von Paris abholte, wo sie ihre Erziehung längst vollendet und des Gesellschaftslebens überdrüssig geworden war, begegnete uns dasselbe Kind an der Hand einer barmherzigen Schwester. Es war krank und elend, vermochte sich nicht auf den Füßen zu halten; es zeigte sogar Spuren von körperlicher Mißhandlung. Wir überredeten die Barmherzige, das arme Kind meiner Schwester zu überlassen. Sie machte Schwierigkeiten; ich begab mich also zu der Frau, die ich als ihre Bonne oder dergleichen gesehen, bot ihr Geld und sie gab gern ihre Einwilligung. So nahm dem meine Schwester das Kind sammt der Barmherzigen mit sich und sie haben Beide Ursache gehabt, dem günstigen Zufall zu danken, der sie einander finden ließ, denn sie sind sich unentbehrlich geworden. Ich habe Nemi während all der Zeit nur ein einziges Mal flüchtig im Libanon gesehen; meine Schwester sprach nie über die Herkunft des Mädchens, ihre Beziehung zu Adrianos ist mir deshalb heute noch unverständlich — aber wir werden sie ja erfahren."

Lucile, wie sie an Emin's Arm in den Garten schritt, hatte das ahnungsvolle Gefühl, daß sie Adrianos' in letzter Zeit oft so schwermüthige Stimmung erst an diesem Abend verstanden. Sie sah ihn, wie er vor dem so eigenthümlich interessanten blonden Mädchen mit den so unbegreiflich blickenden azurblauen Augen gestanden, wie in seinen Augen eine Abbitte gelegen, die sie so gern gewährt. Sie sah dieses selbst in ihren Augen unbestreitbar anmüthige, elfenhaft gewachsene Mädchen, wie sie die majestätische Elda bat, sie ihm zu überlassen, mit dem zu plaudern sie sich sehnte, wie sie sich darauf mit kindlichem Vertrauen an seinen Arm hängte und verschwand.

Und unter dem Druck dieser Vorstellung brach etwas in ihrem lebensfrohen Herzen. Sie ward verstimmt, sie schmollte, während Emin sich Mühe gab, sie zu unterhalten, erschreckte ihn dann durch ein helles Lachen, das ihrer eignen Thorheit galt, nahm einen Anlauf zu ihrer natürlichen Heiterkeit, verstummte aber plötzlich, als sie unter dem Schatten einer hohen Cypresse Adrianos und Nemi sitzen sah, die Beide das Geräusch um sich her nicht hörten. Sie vernahm Nemi's Stimme, wie sie ihm erzählte, und bog, Emin mit sich ziehend, in einen Nebenpfad, der sie zu einem der Kiosks führte, vor welchen sich eben die Gesellschaft sammelte, um, angelockt durch den Lärm der Darabuka, der Trommel und der Schalmei, dem Tanz der Umehs zuzuschauen.

"Emin-Bey, Sie sind ein Zauberer! Wie glücklich müssen Sie sein in diesem Paradiese!" rief sie, ihn vorwärts drängend.

Lucile, vor dem Kiosk angelangt, fand mehrere ihrer Freundinnen, die sie umdrängten und von Emin's Arm lösten.

"Hast Du Adrianos gesehen?" riefen ihr mehrere Stimmen entgegen. "Was war das? Die reizende Blondine und er, sie verschwammen ja selig in einander und angesichts der ganzen Gesellschaft!"

Lucile empfand die Schadenfreude der Anderen.

"Weiß ich's? Selbst Emin-Bey hat keine Ahnung!" rief sie unwillig.

"Ja, man hat auch nicht einmal gehört, was sie eigentlich zu einander sprachen. Es war ein glückliches Wiedersehen, so viel errieth man."

"Laß uns den Tänzerinnen zuschauen!" Lucile, dem Gespräch ein Ende machend, drängte sich vor, sie hob sich auf die Fußspitzen und vergaß für den Augenblick ihren Groll. Sie schaute den Schlangenvindungen der arabischen Tänzerinnen zu, wie diese hoch und schön gewachsenen ägyptischen Weiber sich in den Hüften wiegten, mit den nackten Armen einander umschlangen, sich wieder lösten und in immer neuen Gruppierungen wieder in einander verschmolzen, während die arabische Musik in taktlosem und verworrenem, bald traurigem, bald die Tänzerinnen anfeuerndem Getöse durch den Garten schallte.

"Es ist langweilig!" Damit wandte sich Lucile, in ihre Verstimmlung zurückfallend, aus dem Kreise der Zuschauenden und verlor sich allein in den Garten. Sie hatte keinen Sinn heute für dieses von ihr sonst bevorzugte Schauspiel.

XIV.

Nemi selbst hatte das dunkle, abgelegene Plätzchen unter der Cypresse gesucht, ihrem Lieblingsbaume, unter dessen melancholischem Schatten sie oft im Thal des Libanon gesessen, dem Zirpen der Heimchen in den Zweigen lauschend und die Welt da draußen nicht vermissend, die ihr nur weh gethan.

Sie waren Beide schweigend geblieben, bis sie unter diesem Baum vor der zierlichen Marmorbank inne hielt.

"Hier!" sagte sie leise, die Hand auf die Lehne derselben stützend. "D hier plaudert sich wol am ungestörtesten aus, was mir das Herz überquillt seit dem Moment, wo der Himmel uns wieder zusammen führte..."

Sie ließ sich nieder, und wie er neben ihr saß, ruhte ihr Blick noch einmal auf seinem Antlitze, als wolle sie sich überzeugen, ob das Bild getreu, das sie in ihrem dankbaren Kindesherzen bewahrt.

"Und Sie haben mir nie gezürnt, Nemi?" fragte er. "Ich möcht' es in Ihrem Auge lesen, daß Sie mir vergeben, wenn doch Ihr Vorwurf mich getroffen... und wol gerecht, denn ich fühle es, Sie durften mich anklagen, der ich Sie, wenn auch ohne mein Wissen, unwürdigen Händen anvertraute."

Nemi nickte leise; ein Schatten bewölkte wol ihre Stirn, aber es war nur die Erinnerung. Sie blickte auf und lächelte.

"Ich habe nie gezweifelt, daß Sie es gut und edel mit mir meinten! Damals, als Sie Wochen, lange Wochen in jener Stadt, die mir noch immer als so schrecklich im Gedächtnisse, an meinem Lager wachten, als das Fieber mich verzehrte, gab es Momente, in denen ich zu flüchtigem Bewußtsein kam, aber ich vermochte nicht, es zu äußern. Ich sah, wie Sie, den Schlummer entbehrend, über mich wachten, wie all Ihre Sorge nur mir galt. Ich sah es später, als die Gefahr wol vorüber, aber diese endlose Lethargie noch immer meine Glieder, meine Sinne fesselte, und oft hätte ich Ihnen wol meinen Dank stammeln mögen, aber der Schlaf unnachtete mich immer wieder, ich lebte wie eine Träumende, unfähig zu jeder geistigen Regung... Als ich endlich von Ihnen geführt wurde, war's dasselbe lethargische Schlafleben, in dem ich nichts empfand. Ich vermisse Sie wol, aber der Schlummer tröstete mich. Erst als..."

Nemi schwieg. Es that ihr weh, zu berühren, was sie zu klagern hatte.

"Zu spät," unterbrach sie Adrianos, "o viel zu spät erfuhr ich, daß ich den unfeligsten Mißgriff gethan; aber Sie werden Verzeihung für mich haben, denn was Ihnen unbekannt bleiben sollte, bis ich wiederkehrte, um mit Ihnen über Ihre Wünsche zu sprechen, Sie mögen es jetzt erfahren, daß jene Frau meine... Schwester war, ein unglückliches, von ihrem Gatten verlassenes Weib, an dessen gutes Herz ich glaubte..."

"Ihre Schwester!" Nemi erschrak über sich selbst; sie wagte keine Anklage mehr, bereute schon, auch nur angedeutet zu haben, daß sie sich zu beklagen hatte.

"Nicht daß ich ihr Bruder bin, soll sie in meinen Augen schützen, Nemi! Ich will Alles auch aus Ihrem Munde hören, ohne Beschönigung! Sie werden mir Alles sagen, wie Sie es mir schuldig sind! Ich beschwöre Sie, offen gegen mich zu sein! Gestehen Sie mir: meine Schwester war schlecht gegen Sie, mißhandelte Sie vielleicht, als jenes Geschäftshaus, bei dem ich alles Erforderliche für Ihre Erziehung deponirt, zusammengebrochen war und sie in Noth gerieth. Ich weiß Alles, vermüthe wenigstens Alles..."

Nemi schüttelte traurig das Haupt.

"Lassen Sie uns nicht davon sprechen; es war ja mein Glück; es führte mich an die Seite meiner edlen, so unendlich, so unerschöpflich gütigen Elda!"

"Sie werden aufrichtig gegen mich sein, Nemi, und was Sie mir verhehlen, von Anderen werde ich es erfahren. Nicht wahr, Sie suchten damals in Ihrer Noth jenes Ge-

schäftshaus, um mich herbeizurufen? Ich erfuhr es... leider viel, viel zu spät."

Ein stummes Nicken bestätigte seine Frage.

"Der Gedanke an das, was Sie gelitten, Nemi, liegt mir wie eine Centnerlast auf dem Herzen. Lassen Sie mich Ihnen nur andeuten, warum ich Sie so schnell verließ, verlassen mußte. Ich war zu jung, um bei Ihnen die Stelle eines Vaters vertreten zu können; eine weibliche Hand mußte Ihre Erziehung leiten. Mich trieb auch Anderes noch hinaus. Ich selbst fühlte mich krank und erschöpft vom Fieber; aber das war's nicht allein! Ihr Vater hatte sterbend mir sein Vermögen übergeben, Alles, was er bei sich trug. Er beschwor mich mit seinem letzten Athemzuge: nehmen Sie Alles, nur retten Sie mein Kind!... Und ich nahm es!... Ich war nie im Besitz einer so enormen Summe gewesen..."

Adrianos schwieg. Er mußte einen Punkt berühren, der ihn tief beschämte. Aber er sprach weiter, ohne sie anzublicken.

"Dieses Geld rief mir zu: William Gordon, Dein eigner Oheim..."

Nemi unterbrach ihn erschreckend, ihn anstarrend.

"Mein Oheim," fuhr er fort, "denn meine eigne Mutter, die den Grafen Palati in Athen heirathete, war eine Gordon! Ihr Vater, Nemi, hatte einst um ihre Hand geworben; sie ward von ihren Eltern verstoßen, als sie gegen den Willen derselben sich in Athen meinem Vater vermählte..."

"Adrianos!" rief Nemi, seine Hand ergreifend. "Wär's möglich!"

"Sie sollten auch von dieser Beziehung zwischen Ihnen und mir erst erfahren, wenn Sie erwachsen," fuhr Adrianos fort. "Nur meiner Schwester sollte sie verschwiegen bleiben... Lassen Sie mich fortfahren: William Gordon hatte mir sein Vermögen, eine Summe von viermahlshunderttausend Pfund übergeben. Rette mein Kind dafür!" sprach er sterbend. Ich bekenne offen, ich weiß nicht, mit welchem Rechtsgrund ich über einen allerdings geringen Theil des Geldes verfügte, um die Verpflichtungen abzubürden, mit denen mich ein leichtfertiges Jugendleben belastet. Ich übergab einen andern Theil des Geldes dem Bankier in Alexandria für Ihre Erziehung, und um fern, ganz fern von Ihnen zu sein, bis ich Sie als Jungfrau wiedersehen würde, reiste ich durch die Welt."

Fünf Jahre später erst kehrte ich heim. Der Gedanke, Sie groß und schön wiederzufinden, wie Sie vor meiner Phantasie standen, begleitete mich. Ich gestehe, ich betrat mit pochendem Herzen das Gestade, an dem ich Sie wiedersehen sollte. Wie mochte mein Schützling mich empfangen, nachdem ich selbst Jahre lang siegreich mit der Sehnsucht nach diesem Wiederfinden gekämpft?"

"Ander's sollte es sein, als ich mir vorgestellt. Als ich das Ufer betreten, stand meine Schwester vor mir... eine Bettlerin! Sie verweigerte mir jede Auskunft über das ihr anvertraute Kind; sie belog mich... O, ich habe entsetzliche Stunden verlebt durch dieses gewissenlose Weib, das sich mir endlich ganz entzog, um der Verantwortlichkeit zu entgehen. Alle meine Forschungen nach Ihnen, Nemi, waren fruchtlos; ich bot Geld über Geld, ich scheute mich nicht, in Alexandria, wo man Sie als Kind gesehen, die verworstenen Subjecte, die unserer elenden Polizei als Spürhunde dienen, meinem Zwecke dienstbar zu machen; aber auch sie betrogen mich und Sie blieben verschwinden. Gottes Hand selbst führte uns heute wieder zusammen..."

Er ergriff ihre Hand und preßte sie an seine Lippen. Ein leiser Druck deutete ihm den Dank ihres Herzens.

"Und jetzt bleibt mir nur Eins, dessen ich mich mit schuldbeladenem Gewissen entledige, Ihnen das Vermögen Ihres seligen Vaters zu übergeben, mit der Bitte: Seien Sie nachsichtig, denn William Gordon vertraute es einem jungen Manne, dessen Lebensdrang aus dieser Quelle zu schöpfen wagte..."

"Adrianos, kein Wort hiervon — ich beschwöre Sie!" fiel Nemi eifrig ein. "Was mein Vater Ihnen übergab, es gehört Ihnen, denn wozu bedürft' ich dessen! Elda ist unermesslich reich und ich habe ja an ihrer Seite nicht empfinden gelernt, was es ist, dieses Geld, um das Sie sich Sorge machen. Was soll' ich damit beginnen, wem soll' ich es geben? Es würde mir nur Unruhe, vielleicht Unglück bereiten, denn ich habe immer gehört, daß alles Unheil nur von ihm komme!... Sprechen wir nicht mehr davon, ich bitte Sie! Betrachten Sie Alles als das Ihrige. Sie selbst sagten mir ja, mein armer Vater habe es Ihnen gegeben, und Ihnen, der Sie es bewahren, gehört es!... Aber dort kommt Elda, und dort auch meine Spielgefährtin Lucile mit ihrem Vater; ich versprach ihr... Sie würde mir zürnen, schenkt' ich ihr nicht einige Minuten!..."

Sie reichte ihm die Hand, sie erwiderte seinen Druck mit kindlicher Herzlichkeit und schaute ihm dabei so glücklich, so vertrauend ins Antlitze.

"Morgen sprechen wir noch viel!" flüsterte sie. "Ich will Elda sagen, daß ich Sie hier erwarte, Sie täglich sehen müßte! Die vielen Menschen machen mich verwirrt; wir in unserem abgeschiedenen stillen Thal sind den Lärm nicht gewöhnt. Elda selbst, obgleich in der großen Welt erzogen,



Eine Frage.

liebt die Einsamkeit . . . Aber da sind sie! Ihren Arm! Wir wollen ihnen entgegengehen. Alle mögen sie heute wissen, daß wir uns wiedergefunden! . . ."

Lucile vermied es, Adrianos anzuschauen, als Nemi sich von dessen Arm löste und mit ihrer Herzlichkeit zu ihr trat. Er stand einen Moment wie betäubt. Es war zu viel, was ihm dieser Abend gebracht. Herr von B. legte ihm die Hand auf die Schulter.

"Beneidenswerther, der Sie sind!" rief er. "Ich war es, der sich beeilte, Ihnen Nachricht zu geben, als ich hörte, daß Nemi Gordon mit der schönen Elda hier eingetroffen; jetzt beichten auch Sie mir, damit ich die Neugier der Gesellschaft befriedigen kann!"

(Schluß folgt.)

Im Vorzimmer Sr. Durchlaucht.

Erinnerungsblatt von M. v. C.

Heute sind's grade zehn Jahre! — Die Lucca sang die Bertine im „Fra Diavolo“ noch als Mitglied der Berliner Oper und gestaltete auch diese Rolle zu einem Cabinetsstück geistlicher und schauspielerischer Leistung. Unter all' den Zuhörern im vollen Hause erreichte sich wol Niemand mit so getheilten Gefühlen an dem so unerreichbar eigenartigen Zusammenwirken von Stimme, Gesangskunst und reizend realistisch Darstellung als ich, Schreiber dieses, der ich heute auf ein samem Bergschloß den bunten Abend in der Weltstadt aus einem Schubfach meines reichhaltigen Erinnerungsstaßens hervorhole. Wochte auch die kleine Lucca mit noch so vielen der Natur abgelauchten Streiflichtern das italienische Wirtstochterchen ausstatten — während andere Colleginnen auch in dieser Rolle die Prima-Donna nie zu verleugnen vermögen — pükte sie doch sogar die Zinken der Gabel auf der Serviette, die sie, einen Zipfel zwischen die Zähne nehmend, dadurch zu einem Streichriemen gestaltete, während sie dem vornehmen Gast beim Frühstück die Räuber Geschichte erzählt . . . immer wieder schweiften meine Gedanken ab von der kleinen Lucca zum großen Kämpfer, ihrem berühmten Gönner! — Aber nicht etwa deshalb, weil diese Gedankenverbindung damals noch mehr als jetzt in der Luft lag: nur wenige Jahre zuvor curfirte ja überall das berühmte Gasteiner Gruppenbild und der darüber entstandene fromme Briefwechsel, und aus noch jüngerer Zeit stammte der hübsche Toast des Reichskanzlers bei der Hochzeitsfeier der Lucca — mit ihrem damaligen Mann, Baron Rhaden — auf ihre Eltern, die ehrfamen Buchbindersleute, als „den Verfasser und die Herausgeberin“ ihrer berühmten Tochter — an alles das dachte ich nicht, während ich einsam und unbekannt inmitten der lauschenden Menge in meiner Logenede saß! Aber es klopfte mein Herz gegen ein Schreiben von einer hohen Person an den Fürsten Reichskanzler, welches wolverwahrt meine Frack-Tasche barg, und dieses Schreiben hatte ich ihm noch selbigen Abends um 8 1/2 Uhr persönlich zu übergeben! Und eben dieses Schreiben gab meinen Gedanken die Richtung, auf den Moment der Uebergabe war ich gespannter als selbst auf die berühmte „Ausziehscene“ Berlinens, so vielversprechend sich auch deren Anfang anließ und so zögernd ich mich der vorgeordneten Zeit wegen ihr entzog! Naht wol kein gewöhnlicher Sterblicher zum ersten Male einem solchen Heros, ohne ein gewisses Gefühl der Scheu, dem Bewußtsein eigener Kleinheit entsprungen, zu empfinden, und wie viel mehr mußte mich ein solches bewegen, der ich in verhältnißmäßig noch sehr jugendlichem Alter durch eine Verkettung von Umständen, die zu erzählen hier nicht der Ort ist, veranlaßt war, aus den kleinlichen abgelegenen Verhältnissen eines deutschen Kleinstaats hinaus in das Getriebe der Reichshauptstadt mich zu stürzen und eben in Angelegenheiten meiner engeren Heimath direct und Wichtiges mit dem obersten Reichsbeamten zu verhandeln. Nicht die Ueberbringung eines Briefes, nein, die Darlegung verworrenere Zustände und voraussichtlich ein scharfes Examen darüber stand mir in nächster Stunde bevor, ein längeres Tête-à-tête mit dem größten Manne unserer Zeit — und so war eine gewisse Nervosität, die mich anwandelte, wol verzeihlich. Eben um den peinlichen Verlauf der letzten Stunden vor diesem in mehrfacher Beziehung für mich hochwichtigen und schwierigen Moment mir zu erleichtern, hatte ich mich in die Oper begeben — zu erster Sammlung zu gelangen, war nun doch nicht möglich, so suchte ich mit dem leichten Sinn der Jugend wenigstens Zerstreuung. Fast war dies der Zanberin Lucca gelungen — da mahnte die Stunde zum Aufbruch, und bald umgab mich statt des im Gaslicht strahlenden Opernhaussaales die sternfunktende stille Winternacht, und ich wandelte durch die einsame Wilhelmstraße, wo damals der Fürst Reichskanzler noch im alten auswärtigen Amte, der berühmten Nr. 76, wohnte. Ich zog dem Fahren in klappernder Droschke das zu Fuß gehen vor, um noch einige ruhige Minuten der Vorbereitung und Sammlung zu haben — so wartete ich den Glockenschlag draußen ambulirend ab und öffnete mit militärischer Pünktlichkeit um die bestimmte Stunde den großen schwerbeschlagenen Thorsügel, durch den ich in das still und dunkel daliegende Kanzlerheim gelangte. Zwischen den bekannten Sphingzen der Treppentwangen erstieg ich langsam die nur wenig erleuchtete Treppe; auf dem ersten Podest trat mir, ich wußte nicht, woher er kam, ein feierlich schwarzgekleideter würdevoller Kammerdiener entgegen, der von meinem Kommen unterrichtet schien: „Se. Durchlaucht arbeitet noch mit Minister Delbrück; Sie werden ersucht, im Salon zu warten, Geheime Rath W. hat vorher auch noch einen kurzen Vortrag.“ Sprach's und geleitete mich in den oft beschriebenen Salon der ersten Etage, der ebenfalls nur sehr matt durch eine einzige mitten auf einem Tisch stehende Lampe erleuchtet war, so daß in den Ecken starke Dämmerung herrschte. Kurzichtig wie ich bin, warf ich nur einen flüchtigen Blick im Saale umher und beschloß dann im Einzelnen gründlich zu betrachten, „wie Bismarcks wohnten.“ Zuvor jedoch machte ich meine letzten Vorbereitungen zur Audienz, entnahm mein Creditiv seiner Hülle, legte es nebst den Handschuhen auf den Claquehut und diesen auf den Tisch zurecht und benahm mich denn überhaupt so, wie wol

jeder meiner Leser (und Leserinnen!) in solchen Momenten, d. h. ich trat vor den Pfeilerspiegel, arrangirte mir Haare und Bart, zupfte die Cravatte zurecht, ruckte mich zusammen, arrangirte die durch den Aufenthalt im Theater immerhin etwas aus der Form gekommene Toilette, kurz, that als ob ich zu Hause wäre, oder wie „Reis von Reiflingen“ in der Auftrittsscene im Vorzimmer es macht. Nachdem ich die Geschäfte zu meiner Zufriedenheit beendigt, mich gehörig geräuspert, die Vornette gepußt hatte, machte ich, wie ich glaube, sogar eine Probe-Verbeugung vor dem Spiegel, suchte meine Visage in möglichst alte diplomatische Falten zu legen, und beschloß dann eine Rundreise in die entfernteren Regionen des Saales. Zuerst musterte ich die Wandbekleidung von chinesischer Seide mit Scenen aus dem chinesischen Leben durchwirkt, wie sie im vorigen Jahrhundert so beliebt und kostbar waren — noch immer trotz ihrer etwas verblähten Farben äußerst molerant und originell. Sodann stieß ich auf einen Tisch, auf welchem noch deutliche Spuren davon zeugten, daß hier eine Weihnachtsbescherung stattgefunden hatte. Offenbar hatte Familie Bismarck diese wenige Tage vorher hier gefeiert, als Ueberreste standen noch einige Teller mit Confect, Marzipan und Bonbons dort, wie man sie auf allen Weihnachtstischen findet. Mich tief über den Tisch beugend musterte ich einen solchen Teller, nahm unwillkürlich einen der darauf liegenden Gegenstände in die Hand (ich sehe das Quittenwürfchen noch vor mir!) und dachte bei mir, „das wäre doch eigentlich eine ganz interessante Reliquie für die Frau daheim, etwas Mitgebrachtes von Bismarck's Weihnachtsbescherung!“ Doch ließ ich diesen Gedanken, ich weiß heute eigentlich noch nicht, warum, nicht zur That werden, legte das Confect wieder an seinen Platz, und setzte meinen Rundgang fort. Vor dem einen der drei Fenster fesselte eine Büste des Reichskanzlers meine Aufmerksamkeit, die dort wie eben vollendet aussehend, im günstigsten Tageslicht aufgestellt war, wol ein Weihnachtsgeschenk für die Fürstin. Ich beachte sie so gut als das Dämmerlicht erlaubte, von allen Seiten und mich frapirte der Gedanke, hier mit Mühe den Kopf des Mannes in Marmor verewigt zu können, dem ich gleich als „Zeitgenosse“ in nächster Nähe gegenüber stehen würde. So schlenderte ich, in dem übrigens nur spärlich möblirten Salon, von einem Gegenstand zum andern; schon wurde mir die Zeit lang, da fiel mein Blick auf ein in der entgegengesetzten Fensterecke lehndes Etwas, das wie eine verhängte Fahne aussah. Zu sehen, was es sei, näherte ich mich, den Blick nach oben gerichtet, der Ecke — plötzlich — ich stieß, unwillkürlich zurückfahrend, einen tiefen Schrei aus, war ich an einen der großen hochlehniigen, mit grauen Staubklappen überzogenen Sessel angestoßen, der in der Ecke vor jenem langragenden Gegenstand sich befand, und sah nun in demselben einen ebenfalls ganz grau gekleideten Mann fast fauernd sitzen, die Beine übereinander geschlagen, den Ellenbogen auf das Knie, das Kinn auf die Hand gestützt, mit bleichem, hartlosem Gesicht, die Augen starr auf mich gerichtet, stumm und bewegungslos mich ansehend. Wie ein Blitz durchfuhr mich jetzt die Erinnerung an das vorher unbeachtet gelassene Wort des Kammerdieners von dem vortragenden Geheimen Rathe, der also auch hier wartete, ich erkannte auch sofort den oft abgebildeten Kopf des damals noch einflußreichen, jetzt längst zu den Todten geworfenen Mannes. Zugleich mit seinem Namen durchfuhr aber mein Gedächtniß, daß ich einmal gelesen, der Name eines Gutes, welches ihm politische Verwehler einst geschenkt, habe „Dummerwisch“ gelautet, und nur mit Mühe konnte ich mich so weit fassen, statt dieses Namens meinen eigenen zu stammeln und etwas von „mich allein geglaubt, großer Kurzichtigigkeit, angenehme Bekanntschaft zu machen“ und dergleichen zu murmeln. Dabei dachte ich aber, und denke noch heute, der Mann hätte wol auch bei meinem Eintritt aufstehen oder mindestens sich räuspern oder sonst wie sich bemerkbar machen können, als er merkte, daß ich ihn nicht gesehen, statt eine halbe Stunde den stillen Beobachter zu spielen und sich auf meine Kosten zu amüsiren! Es ist doch ein zu dummes Gefühl, wenn man solche Beobachtung entdeckt, nachdem man sich allein geglaubt und danach genommen hat! Mein nächster Gedanke aber war „Gott sei Dank, daß Du wenigstens die Quittenwürst nicht eingesteckt hast. Welche Blamage für einen angehenden Diplomaten, dabei ertappt zu werden, daß er nascht wie ein Kind oder amectirt wie ein Kleptomane.“ Mühsam schleppte sich ein kurzes Gespräch zwischen mir und dem neuentdeckten Sesselhoder fort, dann verschwand dieser, nachdem sich leise eine Thür geöffnet, sammt einem Actenbündel in die inneren Gemächer. — Nun wußte ich, daß auch mein Stündlein nahe, noch ein kurzes Zusammenrücken, körperlich und geistig — die Thür öffnete sich abermals, und ich stand vor dem großen Kanzler, groß auch figurlich mehr als ich gedacht, denn nie habe ich meine Hand von einer so großen gedrückt gefühlt, als die sich mir cordial entgegenstreckende des Reichskanzlers war. „Rauchen Sie?“ war fast die erste Frage, und auf meine bescheidene Bejahung wurde mir das Kistchen präsentirt, während auch der Fürst sich eine Cigarre zurechtmachte, „die erste, die ich mir heute erlaube.“ versicherte er, sodann um Entschuldigung bittend, daß er fortfahren werde, Wasser zu trinken aus einer großen Flasche „Gießhübler.“ wie mir schien. Und nun saß ich auf dem historischen grünen Stuhl am Schreibtisch vis-à-vis vom Kanzler, auf dem schon so Manchem auf den Zahn gefühlt war! Das scharf von der Lampe beleuchtete Gesicht konnte ich nur mit Mühe beobachten, erstauete über die Mächtigkeit der Züge mit den ausgebreiteten Muskeln, gleich dem farnesischen Herkules. Den Inhalt des stundenlangen Gespräches habe ich hier nicht wiederzugeben, dasselbe ging auch bald in einen zusammenhängenden Vortrag des Reichskanzlers über, im Verlaufe dessen er, dem so viele wichtige europäische Dinge gerade damals vorlagen, so eingehend über die kleinen Verhältnisse meines Heimathlandes sich ausließ, und dabei so genaue Detailkenntniß und solchen Scharfblick im Erfassen und Durchschauen dieses verworrenen Durcheinanders zeigte, als wenn er mit nichts anderem sich zu beschäftigen gehabt, so daß mein Staunen immer größer wurde, und die Cigarre mir bald ausging — ich verwahre sie noch als Andenken an diesen Abend und als Ersatz für die Quittenwürst! Zugleich aber schweifete der Kanzler auch manchmal in behaglicher Breite vom eigentlichen Thema ab, erzählte, angeregt durch die Nennung des Namens eines Universitätsfreundes, von der schönen Göttinger Zeit, von fidelem Contrahagen, kurz, er plauderte, als wenn er nichts Besseres zu thun

hätte, und unbekümmert um die schon vorgerückte Zeit und die schon lange erfolgte Anmeldung eines draußen wartenden Gesandten. Dabei glitt der Strom der Rede nicht nur in schönem ruhigen Fluße dahin, auch reichen Bilder- und Blumenschmuck trug er auf seinen Wellen fort — namentlich „Fausi“ wurde öfter citirt, und die Parabel von dem Mantel, der nicht dem Sturm, wol aber der Sonne weicht, auf den über unseren Verhältnissen liegenden, aber nicht mit Gewalt, sondern mit Sanftmuth zu entfernenden Schleier angewendet. Als er aber im Laufe des Gesprächs auf eine finanzielle Frage kam und hinzusetzte: „denn nach Golde drängt, am Golde hängt doch Alles.“ — „Ach wir Armen!“ hätte ich da treffend antworten können, sollen und müssen, und daß ich vermöge des bekannten esprit d'escalier es nicht that, das kann ich heute mir noch nicht verzeihen!

Nach anderthalbstündiger Audienz mit kräftigem Händedruck entlassen, verließ ich das Zimmer mit den gehobenen Gefühlen und dem Bewußtsein, den denkwürdigen Abend meines Lebens verlebt zu haben — jetzt schwebt mir das Ganze wie ein Traum vor! — Durch den chinesischen Salon aber, in dem jetzt der Gesandte wartete, eilte ich mit einer gewissen Beschämung; denn hier, fühlte ich, hast Du Dich in den Augen eines Mitmenschen ganz unglaublich lächerlich gemacht! Dieses Gefühl dämpfte noch lange den Stolz, mit dem ich sonst des Abends mich erinnerte — und so ist stets dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!

Bis in später Nacht aber saß ich noch wach und schrieb Bogen auf Bogen voll, um Alles, was ich in dieser denkwürdigen Stunde vernommen, möglichst genau zu bewahren, und noch manchmal lese ich in den Blättern diese Rede, die der Kanzler mir ganz allein gehalten, und die ich als ein wahres Unicum beiste!

Nun wäre freilich diese Geschichte, die ohnehin eigentlich nur im Vorzimmer spielen sollte, zu Ende; doch kann ich mir nicht versagen, noch einen kurzen heiteren Epilog — der zehn Jahre später spielte — anzuschließen mit dem besonderen Titel „Fama crescit eundo!“

Es war im letzten Sommer, und ich nach länger als zwanzig Jahren zum ersten Male wieder einmal in München, wo ich als Student drei fröhliche Semester verlebt hatte!

Bald war ein kleiner Kreis alter guter Freunde aus der unvergesslichen Jugendzeit beim köstlichen Abendtrunk um mich versammelt, jetzt sämmtlich ernste „gestandene“ Männer, und viel gab's auszutauschen an gegenzeitigen Erlebnissen, viel zurückzurufen an gemeinsamen Erinnerungen — wie das denn bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt! Plötzlich hub einer der Genossen an: „Manches Mal ist doch eine Kunde von Dir aus dem fernen Norden bis zu uns durchgeflutet, so z. B. Dein famoses Erlebnis unter Bismarck's Weihnachtsbaum.“ Auf mein verwundertes Fragen erfuhr ich denn also weiter, ein vielreisender Freund habe von meiner Berliner Reise — ich hatte natürlich mein spaßhaftes Abenteuer mit dem Geheimen Rath auf dem Moquirstuhl im Berliner Freundeskreise nicht verschwiegen — folgende unglaublich erheiternde Geschichte mitgebracht: Ich hätte einst bei Bismarck Besuch gemacht, habe in einem Zimmer warten müssen, in welchem der Weihnachtsbaum gestanden, hätte mich zur Kurzeil oder aus Langweile daran gemacht, denselben unverfroren zu plündern und die guten Sachen auch gleich an Ort und Stelle zu verzehren begonnen. Wie ich gerade mit beiden Backen gekaut, sei der Fürst eingetreten, ich hätte mit vollem Munde meine Entschuldigung gestammelt, Bismarck mir aber auf die Schulter geklopft und gutmüthig, wie er sei, gesagt: „Thut nichts, junger Freund, ich hätte es an Ihrer Stelle gerade so gemacht.“ — Zehn Jahre hindurch hatte keiner meiner süddeutschen Freunde diese Geschichte bezweifelt, zehn Jahre lang hatte ich als eine Art „Max und Moriz“ in ihren Augen dagestanden, und nur dem Zufall kann ich es also danken, daß die Geschichte nicht längst ihren „Busch“ gefunden, der sie als schätzbare Anekdote und Beweis für die Donhomie des Fürsten einem Bismarckbuch einverleibt hat. Doch wer weiß, ob sie nicht doch noch so auf die Nachwelt kommt, diese historische Anekdote, und deshalb will ich sie hier gleich erzählt haben, wie sie sich wirklich zugetragen hat — im Vorzimmer Sr. Durchlaucht!

M o s a i k .

Liebenswürdig möcht ich sein, Jedermann gefallen, Doch wie nimmt man Herzen ein? Wie gefällt man allen?

Wer kennt sie nicht noch, diese schönen Allerweltsverse, aus den seligen „Lehren der Weisheit und Tugend“? — Liebenswürdig zu sein, das eigene angeborene Wesen äußerlich angenehm darzustellen, mit einem Worte „zu gefallen“, ist von Haus aus der Wunsch jedes natürlich und normal empfindenden Menschenkinde. Er wurzelt, wenn auch vielfach unbewußt, so tief im menschlichen Wesen, bildet so sehr einen Theil unseres innersten Seins, daß nur wider-natürliche Verhältnisse, tiefes Unglück oder der helle Uebermuth des Glücks ihn ganz ersticken können. Erst diesen beiden gelingt es — leider — an seine Stelle Misachtung des Urtheils Anderer und endlich vollständige Gleichgiltigkeit zu setzen. In normalen Verhältnissen beherrscht er uns alle und kommt allenthalben zum Ausdruck. Und zwar in der naivsten wie schlauesten Weise. Oft ist das aus-geworfene Netz so einfach, daß wir durch die groben Fäden deutlich und mit stillem Lächeln die Absicht erkennen. Manchmal aber auch so zart gewoben, daß uns die feinen fast unsichtbaren Maschen und die Geschicklichkeit des Fäders selbst gegen unsern ursprünglichen Willen in sein Netz ziehen. Der Süßseimulaner, der die Haut mit ägenden Farben trinkt, das kleine Mädchen, das sein Ruffhändchen wirft, die Ballschönheit, die ihr süßestes Lächeln hervor-sucht, um die Grübchen ihrer Wangen zu zeigen, oder einen mabonen-haften Augenausschlag probirt, der Saisonlöwe, der durch Eleganz der Manieren und weltmännische Gewandtheit zu bestücken sucht: sie alle verfolgen ein und dasselbe Ziel. Erst wenn die Bildung eine solche ist, daß sie uns vollständige innere Freiheit schenkt, hört naturgemäß der Wunsch zu gefallen auf. Denn eine solche vor-geschrittene Bildung hebt uns von selbst aus, oder vielmehr über-ber Masse hervor und gibt unserm Streben eine andere höhere Richtung. Wir trachten dann nicht mehr, den Menschen zu gefallen,

sondern dem eigenen uns innewohnenden Ideal, welches höher steht als das Niveau der Menschen!

Und dennoch — wunderbar! — trotz und neben diesem angeborenen Wunsche: wieviel Mühe geben wir uns, in Irrthum und Eitelkeit befangen, anderwärts wieder um unser angestrebtes Ziel zu — verfehlen! Wenn wir die aufgewandte und verschwendete Geistes-

kräft in einfacher natürlicher und gesunder Weise gebrauchten, so würden wir unsern Ziele sicher viel, viel näher kommen. Ich spreche jetzt nicht davon, wie wir durch reine äußerlichkeiten das Bild, das wir schaffen wollen, wieder zerstören können. Prahlerei'sches Hervorhoben und excentrische Lebensgewohnheiten, und was sonst damit zusammenhängt — sie auszuüben wird der gebildete Geschmack von selbst nicht in Versuchung kommen. Höchstens würde ein kritikloses Befolgen der Modegesetze zu überwinden sein. Aber die Mode ist so sehr Tyrannin, daß sie selbst unsern Geschmack, wenigstens den äußeren, endlich in Fesseln schlagen kann. Man darf sie in dieser Beziehung neben Capital und Presse dreist eine nicht reale Großmacht nennen. Wir machen in Rücksicht auf sie täglich die Erfahrung, daß wir uns förmlich in sie hineinleben und an ihrer Hand allmählig schön finden lernen, was uns der eigene Geschmack und irgend eine schnurstracks entgegenstehende, gleich launenhafte Vorgängerin früher verabscheuen ließen.

Was aber über alle Zeiten hinausreicht, das sind die innerhalb der Culturvölker, aus dem gegenseitigen Verkehr allmählig hervorgewachsenen Gesetze geselliger Bildung. Sie sind traditionell und überhaupt mehr empfunden als gedacht. Und die Empfindung genügt hier auch vollkommen. Denn Takt, seine gesellige Bildung und vor allem Lebenswürdigkeit sind so sehr Herzenssache, daß sich ihre Regeln schwer in Worte kleiden lassen. Daher das Unzureichende aller Complimentirbücher oder „Anleitungen zu gefallen“ und „Recepte zu geselliger Lebenswürdigkeit“. Takt läßt sich absolut nicht äußerlich anlernen und muß leblich von innen herauskommen. Er ist wol einzig und allein mit dem bekannten Goethe'schen Worte „Höflichkeit des Herzens, welche der Liebe verwandt ist“ zu übersetzen. Wol nur aus diesem Grunde auch sehen wir zu unserer Verwunderung zuweilen Menschen aus niedern Lebenssphären sich vollkommen passend benehmen. Sie haben keine Erziehung genossen, die ihnen die gesellschaftlichen Umgangsformen zur Gewohnheit macht, und doch begehen sie in angeborenem anmüthenhem Herzenstakt keine augenfälligen Verstöße. Um lebenswürdig zu sein und vor allem zu bleiben, muß man eben lebenswerth sein: das ist der Schwerpunkt der Sache!

Denn nicht Geistesympathie, sondern Herzensympathie ist vor allem das sanfte Band, welches die Menschheit untereinander verbindet! Nicht sowohl mit meiner Gedankenwelt kann ich mit Jedermann verkehren, sondern mit meiner Gefühlswelt. Darum bleibt es im Allgemeinen viel dankbarer, im gewöhnlichen gesellig freundschaftlichen Verkehr das Herz als den Vorstand zu seinem Vermittler zu machen. Nicht nur der Schauspieler auf der Bühne, der den weisen Nathan gibt, kann zu weise sein! . . . Wol aber sind es dieselben Empfindungen des Kammers oder der Freude, welche uns alle durchleben! Der Lob, welcher der Mutter ihr Kind, der Gattin den Gatten entweicht, erregt denselben heißen Schmerzensausbruch, ob das Sterbebett im Palast oder in der Hütte seine Stätte gefunden hat. Und die Freude, die meine jene stille heilige Freude, welche das Auge wol durch eine heimliche Thräne verkärt, wird überall gleich empfunden. So kann ich mit dem Weinenden weinen, mit dem Fröhlichen mich freuen, ob auch unsere Gedanken sonst die verschiedensten Bahnen gehen; kann Ehrfurcht vor der Rechtschaffenheit, Bewunderung vor dem kühnen Muth oder der eisernen Beharrlichkeit haben, wenn auch der reifere Geist über die Nüchternheit und die Enge der Anschauungen lächelt, der diese Gefühle und Handlungen entspringen sind. Jos v. Neuh.

Orientreise einer Künstlerin. Von der genialen Ida Pfeiffer an bis zur entdeckungslustigen Gattin unseres hochverdienten Gelehrten und Forschers Dr. Schlegelmann haben in neuerer Zeit Reise- lust und Forschungsdrang immer mehr in den Reihen begabter Frauen und Mädchen begeisterte Anhängerinnen gefunden. Zumeist jedoch befanden sich die in die Ferne schweifenden Wanderinnen bereits in jenen herbstlichen Jahren, die, in Ermangelung eigener natürlicher Blüten, mit erotischem fremden Schmuck verhöht zu werden pflegen, oder sie befanden sich in der ebenso bequemen wie angenehmen Lage, das sorgsam behütete Appendix eines liebenden Vaters, Bruders oder — noch besser! — des trauten Gatten zu sein! Selten dürfte es vorkommen, daß eine noch in lieblichster Jugendblüthe stehende Dame, zudem Angehörige der hohen Aristokratie, mit frischem Muth und Selbstvertrauen, zum Zweck erster Studien, auf eigene Gefahr Forschungsreisen nach dem märchenhaften Orient unternimmt! Gräfin E. befand sich neulich in einem Kreise kunstbesessener Damen, um ihnen die reiche Collection Studienblätter vorzulegen, welche sie aus Palästina und Egypten mit heimgebracht. Eine lebensschäftliche Malerin biblischer Darstellungen, ganz der idealen Kunst- richtung hingegeben und darin von ihrem verehrten Dresdener Meister befaßt und gefördert, hat sie doch die Einsicht eines modernen Welt- kindes, ihre religiösen Bilder nicht in jenem verhimmelnden süß- lichen Nimbus zu malen, der als durchaus unzeitgemäß kein Interesse mehr zu erwecken vermag, sondern sie sucht die Idealität ihres Gegenstandes mit gesundem Realismus in der Ausführung zu verbinden. Dazu bedurfte sie der Wirklichkeit, des realen Lebens — und kurz entschlossen reiste sie mit einer Begleiterin nach dem Süden, um Land und Leute an Ort und Stelle zu studiren. Sie durch- wanderte Palästina und verlebte denkwürdige Tage in Bethlehen, Jerusalem. Vom Libanon brachte sie einen Cedernapfel mit, der Freundin zum denkwürdigen Zeugniß, welche geheiligten Stätten ihr Fuß betrat. Auch viele eigenthümliche Erzeugnisse jener Lande, hauptsächlich originelle, malerische Gewänder, behufs genauer Copirung, brachte sie heim in das kürzlich hier von ihr eingerichtete Atelier. Auch Kairo bot eine hochinteressante Ausbeute. Eine längere Reise ging glücklich von Statten. Die junge Künstlerin hatte ein eigenes kleines Schiff gemiethet, Dahabie genannt, und vermochte so in vollster Ruhe und Selbstständigkeit alle die Skizzen anzufertigen, die in bunter Reihe, meist in Aquarell, sowohl Landschaften, als architektonische und botanische Studien und vornehmlich charakteristische Typen aus der Bevölkerung darstellen. Wir rufen der strebsamen Dame ein herzliches Glückauf zu ferneren größeren Schöpfungen ent- gegen und hoffen, daß ihr Beispiel von Kunstgenossen nachgeahmt werden möge. Wer in der Kunst Wahrheit geben will, muß doch immer wieder zur Urquelle alles Seins zurückkehren, zur gütigen Mutter Natur.

Eine Frage. Ueber der sommerlichen Flur brütet tiefe Stille; selbst das unruhige Vögelchen hat sein Rauschen eingestellt und die lieberfrohen Vögelchen im Gezweig sind verstummt. Nur das Korn-

feld schweigt und ruhet nicht, sondern wagt in leisem Palmgeriesel hin und wieder, in banger Frage küstend von jenem Tage, von dem der junge Säger in der Abendstille auf der Schloßrampe gestern zur Laute gesungen: „Ich hör' eine Sichel rauschen — Wol rauschen durch das Korn.“ Ob der Tag wol schon nahe? Und dort, wo die Halme am höchsten stehen, gib't's auch eine Frage zu lösen. Aber die Antwort steht schon in ihren Augen und die klugen Halme nicken dazu mit den Köpfen. Sie kennen das holbe Paar und — wissen was sie wissen!

Die Mode.

Nizza, im April.

Herr Redacteur!

Sie kennen doch die Fabel: Jeanne qui pleurt et Jeanne qui rit? So ungefähr war der Eindruck, den der Wechsel von Paris und Nizza bei mir hervorrief. Dort in vielen Kreisen die drückenden Schatten der finanziellen Wirren, hier in Nizza, dem Rendez- vout der eleganten Welt, wolkenloser Himmel und Sonnenschein, Schönheit, Kunst und üppige Natur, ein sonniges Bild voll heite- ren Glanzes!

Fürchten Sie nicht die unvermeidliche, dithyrambische Schilderung scenischer Staffage aus einer Damenseher. Nein! ich resignire, Ihnen von der ewigen Herrlichkeit des Meeres, von den leuchtenden Tinten des Monte Alban oder von dem malerischen Aspect der Terrassen in Monte Carlo zu erzählen, wenn die Sonne hinter la Turbie niederfinkt. Ich glaube, die Stimmung, in die man unwillkürlich geräth, liegt hier in der Luft, die berauschend durchwürtzt ist von dem Duft der Drangen und Magnolien, von den Blüten der üppigen Gartenpracht ringsum, die den anmuthigsten Rahmen für die wechselvollen, täglich und stündlich sich aufrollenden Scenen bildet. Ein bilderreiches Kosmorama! Jede Nation hat ihr Contingent an schönen Frauen entsendet, die allen erdenklichen Luxus und Toiletten- glanz entfalten. Was gibt es nicht Alles zu bewundern auf der Promenade des Anglais oder in Monte Carlo! Wahre Toiletten- oratel! Das schwirrt und knistert und rauscht von schweren Stoffen und sommerlichen leichten Gaze- und Seidengeweben; hier die lange Schleppe, würdig und vornehm in Stoff und Ausstattung, dort die zierliche und jugendlich-anmüthende robe ronde.

Unter den Seidenstoffen sind der moirée antique, moirée hatti- enne und moirée chinée vielfach vertreten, auch breitgestreifte Stoffe wie satin rayé, mille carreaux, die mille raies und die Luisines. Die allernuesten Kundgebungen der Eleganz aber sind die brochés à raies Pompadour und die Pompadours à petits bouquets, welche häufig nur zu Taillen oder zu diejen und Paniers nebst Tunitathellen verarbeitet werden, während der Rock von dunkler absteckender Farbe gewählt wird. Wenn schon die Benennung obiger Stoffe auf die Varietät der Farben in den Geweben hinweist, so muß ich doch noch betonen, daß gerade in Seidenstoffen eine erstaunliche Mannigfaltigkeit in der Zusammenstellung herrscht. Neben diesen wirken Toiletten aus einfarbigen Stoffen, wie faille, velours épinglé, satin u. s. w. um so angenehmer in den bevorzugten Farben: grau, graublau, mahagonibraun (acajou) und einer neuen Nuance grün- gelb, genannt osil-de-chat. Vornehmlich sind es junge und ältere Frauen, die auf diesem Stoffgebiet ihre Auswahl treffen; die Jünger trägt mit Vorliebe Toiletten aus voile religieux, volle plumetis (ein farbiger Grund mit verstreuten Blumen von einer Nuance und grünem Laub), von brochirter Gaze in allen Nuancen mit Unter- kleibern von glacé oder faille in entsprechender Farbe, oder die kleidsamen Costüme aus klein carrirtem surah, aus sergo oder glacé quadrillé und Rajshmir in passendem Farbenton. Von letzterem sind gewöhnlich nur die Taille und die Paniers oder die Tunita gefestigt. Auch in diesen Toiletten herrscht die größte Farbenfreiheit. Röcke von roth und blau oder gelb und grün carrir- tem surah sind die beliebtesten; aber ich bestätige, daß bei der Vervollständigung durch Rajshmir, Stickerel und Spitzen nicht nur jene Con- traste aufgehoben, sondern auch zu gefälliger Wirkung geführt werden. Uebrigens ist die Ausstattung vieler Costüme und Roben mit überraschender Pracht und Fülle des Materials voll- zogen. Fascinirend wirken die Bordüren von schwarzen, bronzebraunen, olive- und bernsteinfarbenen Schmelzperlen, wenn der heiße Strahl der Sonne sie trifft. Ein Arrangement von blauer faille mit trau- denförmigen Figuren aus bernsteinfarbenen Perlen fiel mir besonders auf. Andere effectvolle Garnituren beste- hen in Laubgirlanden von Sammet oder Plüsch und Goldfäden oder aus flockigen Maraboutborten von schwar- zer Seide, untermischt mit gelben Seidenfäden, in Bor- ten von gebrannter Chenille, Passementerie-Bordüren und tombants von Schmelz. Und



dann, die Fülle der Stickerien auf Stoff, Gaze und Lüll, die echten und imitirten Spitzen in ihren endlosen Arten, zu denen auch die neue Spitze „fioelle“, eine Art der Guitpürespitze, gehört. Sie ist grö- ßer als diese, doch einrückvoller. Man sagt, die Spitzenklöpplerin- nen der Auvergne hätten zur Imitation der antiken Guitpürespitze zu starkes Material gewählt, und dieser Zufall wurde zur Mode- laune, die schnell sich geltend gemacht hat, wie die Verwendung der dentelle fioelle für alle möglichen Toilettengegenstände, sogar für Hüte, beweist.

Freilich sind es nur die großen Hüte, welche die Damen für die elegante Toilette der Morgenpromenade am Strande oder in die Berge tragen; sie bestehen aus einem in der Farbe zur dentelle fioelle passenden, ziemlich starken canevassähnlichen Geslecht, aus paille

Sumatra; auch die beliebtesten Hüte der Engländerinnen „Ketty Boll“, aus surah oder aus foulard, mit großen Krempen aus dicht gefal- tetem Stoff, werden mit der erwählten Spitze und einem Blumen-



tuff garnirt. Dazu tragen die jungen Edvinnen der Mode als Umhang kleine zierliche Mantelets oder die kleine „camail“ von Plüsch mit satin gefüttert. (Die camail ist eine Art kleiner Pelerrine; sie reicht bis zur Hälfte des Oberarmes herab und wird auf der Brust durch ein Schleifenbündel und einen Blumentuff zusammen- gehalten.)

Und nun eine Novität auf dem Gebiet der Handschuhe. End- lich! werden Sie mit mir sagen, denn die bisherigen Variationen in der Zahl der Knöpfe, oder die Thatfache, daß der Handschuh bald unter, bald über dem eng anschließenden Kleiderärmel getragen wird, oder selbst die langen, seidenen, durchbrochenen Handschuhe, können nicht länger als Neuheit gelten. Der Handschuh, von dem ich Ihnen berichte, ist von dänischem Leder. Er hat eine ziemlich weite, 10 Cent. hohe Manschette von Plüsch, von der Farbe des Leders; sie ist mit weißem oder crème-farbenem Leder gefüttert und mit Schleifen von Satinband in entsprechender Farbe, sowie auf der oberen Seite mit einem ganz kleinen Vögelchen oder mit einem Blüthentuff verziert. Wo wären die Blüten nicht angebracht! Auf Schirmen, Hüten, Roben, Mantelets, Handschuhen, Muffen und Ribicules sah ich sie, und es ist ordentlich wolthuend, einmal einem Toilettenstück ohne die idea- listrende Blüthe zu begegnen; freilich wäre es schwierig, sie geschickt auf den Taschentüchern von foulard zu placiren, von denen ich hier noch Notiz nehme. Tas- chentücher von weißem, crème- farbenem, mattblauem, rosa oder gelbgrauem foulard oder auch von echtem Vatis, mit Umrandung von schwarzer Chan- tillypitze, gehören hier zur ele- ganten Toilette, ebenso der Ribicule aus eingekräumtem satin von der Farbe der Robe, auf



der Vorderwand mit einem Schild aus Goldbronze mit Malerei im Rocco- Genre ausgestattet und an einer Kette aus Metallrosetten und imitirten Edel- steinen befestigt. Ich schließe. Mich ruft eine carte d'invitation von der Pflicht zum Vergnügen. Das kleine Billet trägt als Illustration einen ganzen Schwal- benflug. Ob bei uns wol die Schwal- ben schon Einkehr gehalten haben? . . . Y



Feine Küche.

Recepte für die Saison.

Austern in Muscheln. Auf jede Muschel rechnet man eine Austern; diese werden über einer Casserolle geöffnet, damit auch nicht ein Tropfen Austernwasser verloren geht, die Austern nimmt man aus den Schalen, legt sie zu dem Wasser, beträufelt sie mit Citronensaft und läßt sie, ohne zu kochen, auf schwachem Feuer heiß werden. In einer anderen Casserolle schüttet man 2 Schöffel voll Mehl in 50 bis 75 Gramm frischer Butter, läßt darüber auf einem Siebe die Austern abtropfen, nimmt die Härte ab, legt diese in die Casserolle, fügt das Austernwasser, 1/4 Liter kräftige Fleischbrühe, ein Glaschen Madeira, Muscatnuß, 1/4 Brie Cabennepfeffer, etwas Citro- nenschale, Sardellenessenz und Salz hinzu, kocht dies zu einer recht sämigen Sauce ein, streicht sie durch einen Durchschlag, zieht sie mit 4 bis 5 Eidot- tern ab, schärft sie mit Citronensaft und legt nun die Austern hinein, fällt Alles in die Muscheln, freut geriebenen, mit Paniermehl gemischten Parmesanke darüber, beträufelt sie mit Krebsbutter, stellt sie auf ein Blech und dieses 10 Minuten in den ziemlich heißen Ofen. — Die Sauce reicht für 15 bis 20 Austern und Muscheln.

Gefüllte Hammelkeule (Sidney). Eine große schöne Hammelkeule, welche 3 bis 4 Tage an der Luft hing, wird leicht gelopft, dann die Kno- chen, doch ohne die Haut zu verletzen, herausgelöst und das Fett von der Keule abgeschritten. Dies Fett, 250 Gramm Ochsenfleisch, 350 Gramm Hammelfleisch, 150 Gramm Kalbfleisch werden entseht und mit 350 Gramm Luftpfeid und einigen Pfeffergurten recht fein gehackt; 4 feingehackte, in Butter geschwitzte Zwiebeln, etwas feingehackte Kräuter, Salz und 3 bis 4 Eier fügt man hinzu, mischt es zu einer Farce und füllt diese in die durch die Knochenauflösung entstandene Oeffnung, umwidelt die Keule so mit Bind- faden, daß sie so viel als möglich ihre frühere Gestalt wieder erlangt, spießt sie nun recht hübsch und reichlich, worauf man sie im Ofen unter fleißigem Begießen mit brauner Butter und Fleischbrühe gar und schön saftig brät. Die entfettete durchgehakte Sauce verührt man mit etwas in Portwein verquirltem Reismehl und servirt sie nebst gebadenen Kartoffeln und Gur- ten oder Kopfsalat zu dem Braten.

NB. Die Australier lieben es, statt der Kräuter etwas Knoblauch an die Farce zu nehmen, doch da dieser Geschmack sich bei dem Fisel vorfindet, so ist die Benutzung desselben nicht anzurathen bei dieser Zusammenstellung.

Karpfen-Pie (englisch). 10 Austern zerhackt man in kleine Wür- fel oder Filets, fügt 50 Gramm frische Butter, 3 feingehackte, in Butter geschwitzte Chalotten, 75 Gramm Semmelkrume, Muscatnuß, 1 Brie weißen Pfeffer, etwas gehackte Petersilie und Citronenschale, Salz, 1 rohes Ei und das weiche Eihweiß von 2 Eiern hinzu und mischt dies zu einer feinen Farce. Schon vorher wurde ein Karpfen von 1 bis 1 1/2 Kilo geschuppt, ausgenom- men und gewaschen, diesen füllt man nun mit der Farce und näht die Bauch- öffnung wieder zu. Einen Kal von 1/2 bis 1 Kilo reinigt man ebenfalls, schneidet ihn in 6 bis 7 Cent. lange Stücke und dämpft sie in Salzwasser mit Wurzelwert, Kräutern, 1 Vorbeerblatt, 2 Citronenschalen, 2 Zwiebeln weich. Auch 2 Stück blanchirte Kalbsmilch schneidet man in Scheiben. Zu 1/2 Liter von der Kalbsbrühe gibt man 1/2 Liter Portwein oder Sherry, eine mit 2 bis 3 Nellen bestreute Zwiebel, Salz, 1/2 Brie Cabennepfeffer, ein Stückchen Macisblüthe und Citronenschale und kocht dies zur Hälfte ein. In eine Pfischüssel legt man den Karpfen, ordnet die Kalbsmilch, Kalbsfüden,

Leber, Milch des Karpfens — auch diese in Scheibchen geschnitten und, sollte von der Farbe übrig geblieben sein, Klößchen davon — um den Karpfen, gießt die durchgeseichte, mit etwas geschwimmem Mehle sämig gemachte Sauce darüber, formt von Blätterteig einen Rand und Deckel, setzt es auf die Schüssel, bestreicht den Deckel mit geschlagenem Eigelb und bädt die Pie im mäßig geheizten Ofen eine Stunde.

Tauben-Curry. In Butter brät man die Viertel von 3 bis 4 gut vorbereiteten Tauben schön saftig und goldbraun, nimmt sie dann aus der Butter und stellt sie zur Seite; in der Butter brät man 4 große in Scheiben geschnittene Zwiebeln, gibt 1/2 Liter kräftige klare Fleischbrühe, 2 mittelgroße, in Würfel geschnittene Reinetäpfel, 10 bis 12 feingewiegte Champignons (im eigenen Saft eingeloht), 2 Eßlöffel voll Sherry, etwas Citronenschale und Salz, sowie einen gestrichen vollen Eßlöffel voll Currypulver hinzu, läßt dies Alles kochen, streicht es, sind die Zwiebeln weich, durch einen feinschermigen Durchschlag, fügt etwas in Butter gebräutes Mehl dazu, taucht die Taubenviertel in lauren Rahm, legt sie in die Sauce, läßt sie 10 Minuten darin ziehen und richtet sie in einem Reistrande an.

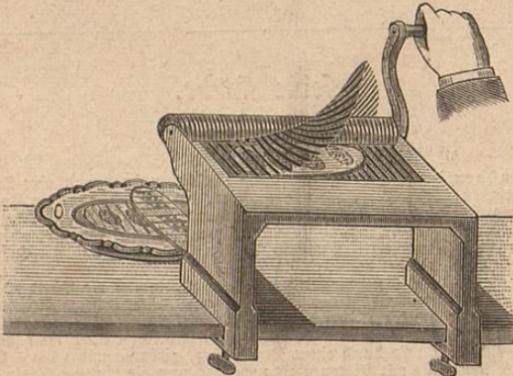
Spargel mit Rahm (à la crème). Diese in Frankreich so beliebte Art der Spargelbereitung ist folgende: Necht schöne frische Spargel (1 1/2 bis 2 Kilo) mit noch ganz weichen Köpfen werden gut geschält und in 2 bis 2 1/2 Cent. große Stücke geschnitten; diese werden auf die gewöhnliche Art, indem man erst in den letzten 5 Minuten das nötige Salz hinzusetzt, in welchem Wasser gar gekocht. In irdener Casserolle bringt man 75 Gramm frische Butter zum Kochen, fügt 1/2 Liter süßen Rahm, etwas weißen Pfeffer, Muskatnuß, Citronenschale, Salz hinzu, bringt die Sauce zum Kochen, legt den abgetropften Spargel hinein, kocht ihn eben auf und richtet ihn an.

Mayonnaise von Sezungen. 3 bis 4 Sezungen werden gereinigt, gewaschen, die Haut abgezogen, die Gräten ausgelöst und halbirt. Jede Hälfte wird in 2 gleich große Filets zertheilt, diese werden in hellgelber Butter sautirt und dann zwischen 2 Deckeln leicht gepreßt und recht egal zugeschnitten. Das Gelbe von 6 hartgekochten Eiern und 6 rohe Eier werden mit etwas Salz und Citronensaft 1/2 Stunde lang gerührt; ist die Masse recht dick und schaumig, so mischt man den Saft einer ganzen Citrone und nach und nach unter beständigem Rühren 9 Eßlöffel voll feinstes Olivenöl (Luccadöl), dann 1 bis 2 Theelöffel voll englisches Senfmehl, etwas Estragonessig, 1 Prise Puderzucker und 1/2 Prise weißen Pfeffer dazu. Das von den Filets abgeschnittene Fischfleisch schneidet man in mundgerechte Stücke, auch 10 Champignons, 12 Krebschwänze oder Hummerfleisch in mittelgroße Würfel. Alles dies mischt man mit etwas von der Mayonnaise, dabei 3 Eßlöffel voll Capern hinzusetzt. Auf die Mitte einer Schüssel legt man einige in Mayonnaise getauchte Sezungenfilets, die anderen, abwechselnd mit garnirten Eiern, legt man ringsum, füllt die geschnittenen Sachen in die Mitte, gibt die übrige Mayonnaise darüber, verzert die Mitte mit Salatherben und Krebschwänzen und legt rings um den Schüsselrand kleine, länglich gleich große geröstete Caviarschnitten.

Chocolade-Strudel. Aus 200 Gramm Mehl, 80 Gramm zerlassener Butter, 2 ganzen Eiern, 1 Eiweiß, etwas lauwarmes Wasser und 1/2 Theelöffel voll Salz bereitet man unter kräftigem Kneten einen Teig, schlägt ihn in ein erwärmtes Tuch und läßt ihn an warmer Stelle 1 Stunde ruhen. Während dieser Zeit bereitet man die Füllung: 75 Gramm Puderzucker schlägt man mit 5 Eigelben 1/2 Stunde lang, rührt dann 70 Gramm süße, 5 Gramm bittere, abgezogene, feingestohene Mandeln, 145 Gramm geriebene Chocolade darunter und eben, ehe man die Füllung gebraucht, zieht eine hülfreiche Hand den Schnee der 5 Eiweiße hindurch. — Auf dem Backtische breitet man ein Tuch aus, überstreut es mit Mehl, legt den Teig darauf, rollt ihn in der Mitte dünn aus und die hülfreichen in Mehl getauchten Hände ziehen ihn, ohne ihn zu zerreißen, nach allen Seiten hin so dünn als möglich auseinander. Der Teig wird nun mit einem Tuche leicht abgedrückt, erst mit zerlassener Butter, dann ganz gleichmäßig mit der Füllung überstrichen — einen Finger breit läßt man ringsum am Rande frei; der Teig wird locker zusammengerollt, schneckenförmig in eine gut gebutterte Casserolle gelegt, 1/4 bis 1/2 Liter siedenden Rahm darüber gegossen, der Strudel mit 35 Gramm geriebener Chocolade, die mit 35 Gramm Vanillezucker gemischt wurde, überstreut, wird so bei zierlicher Ofenhitze 30 Minuten gebacken und so fort zu Tisch gegeben.

Wirtschaftsplaudereien.

Vorschneidemaschine für alte und zahnlöse Leute. Das Messer der Alten, dessen wir vor einigen Jahren (Seite 392 Jahrg. 1877) Erwähnung thaten, wird durch die neuerfundene patentirte Vorschneidemaschine in vortheilhafter und zweckmäßiger Weise ersetzt, der neue Apparat bildet einen trefflichen Vorkauer für Zahnlose und zerschneidet die auf die Platte gelegten Speisen schnell und gut, während die letzteren, wenn auch zertheilt, doch die äußere Form behalten und für den Genuß appetitlich bleiben. Unsere Skizze zeigt, wie ein belegtes Butterbrod, das auf die eiserne Platte der Maschine gelegt ist, zerschneidet wird; wenn der Apparat am Tische befestigt ist, so wird mittelst der Kurbel gedreht und die Messer schneiden dann lauter ganz schmale dünne Streifen und gehen durch die eiserne Platte hindurch, wo sie sich abstreifen. Ist nun die eine Hälfte des Butterbrodes zertheilt, so dreht man diesen andere Seite unter die Messer und verzehret in gleicher Weise, so daß die beiden zertheilten Hälften nur noch durch einen ganz schmalen Mittelstreifen zusammengehalten werden. Die einzelnen Theile des Butterbrodes bleiben, trotzdem sie zerschneidet sind, noch aneinanderhängen und die ganze Schmitte behält vollständig das äußere Ansehen eines Butterbrodes. Die Maschine dient aber auch für andere Nahrungsmittel und zerschneidet auch Bohnen, Rüben u. s. w. für Nahrungszwecke in Scheiben, Würfel u. s. w. Die constructive Einrichtung der Maschine ist die nachstehende. An einer vierkantigen, spiralförmig gewundenen Welle



sitzen eine größere Anzahl guter Stahlmesser fest und bekommen dadurch ebenfalls eine spiralförmige Anordnung, wie dies die vorstehende Skizze darthut. Diese Messerwelle ist in zwei Armen des Gestells gelagert, welches letztere unten mit Vorrichtung zum Anschrauben an die Tischplatte versehen ist; oben ist das Gestell plattenförmig und in diese Platte sind, den Stellen der Messer entsprechend, Schlitze eingefügt, so daß die Messer durch den Schlitz hindurchgehen können und auch durchgeführt werden, da die Messer sich von unten an der Welle nach der Spitze zu einführen. Vorräthig ist dieser sinnreich construirte Apparat im Magazin des Königl. Hoflieferanten G. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88 und kostet daselbst 25 Mark.

Beschreibung des colorirten Modenbildes vom 1. April.

Fig. 1. Mantel aus Tüll mit Application. Das Mantel ist aus schwarzem Erbstüll, welchem Figuren von Kashmir applicirt sind, gefertigt und mit Lustrine als Futter versehen. Die Garnitur bilden 8 Cent. breite, schwarze, spanische Spitze, welche theils in Falten gereiht, theils in Toffalten geordnet ist, sowie eine Bordüre und Büschel aus verschiedenfarbigen Perlen. Eine Schleife aus 19 Cent. breitem schwarzen Voreeband ziert das Mantel in der hinteren Mitte. Vorn am Halsauschnitt eine Schleife aus schmalerem Band.

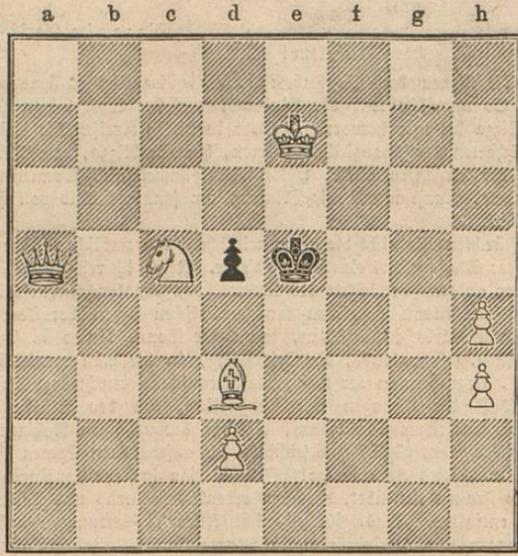
Fig. 2. Kleid für Mädchen von 3—5 Jahren. Den Oberstoff der Vordertheile dieses Kleides aus blauem Kashmir hat man nach Abbildung in Falten geordnet. Am unteren Rande ist das Kleid mit einer Doppelfrisur verbunden, deren Ansatz ein Satinband bedekt, das vorn in eine Schleife geschlungen wird. Am Halsauschnitt ein in Falten gereihter und mit Franze begrenzter Kragen aus Kashmir.

Fig. 3. Kleid aus satin merveilleux und Sammet. Den Rock aus blauem satin merveilleux ziert am unteren Rande eine Bufe aus gleichem Stoff. Oberhalb derselben hat man einen Theil von blauem velours

broché, sowie in Falten gereichte Garniturtheile von satin merveilleux angebracht. Letztere sind am unteren Rande in Falten gereiht und oberhalb der Bufe durch einen gefalteten Knoten von satin festgehalten. Den noch freien oberen Theil des Rockes überdeckt in Falten gereichte satin merveilleux. Der hintere Tunitheil, sowie die bordere Schärpe sind aus Sammet; letztere hat man an der rechten Seite in Falten geordnet, mit Schlingen von Sammet und satin, sowie mit einer Bronzefrisur ausgestattet. Die Taille aus Sammet ist mit Westentheilen von velours broché verbunden und mit Garniturtheilen von satin merveilleux versehen, welche sich als paniers fortsetzen und hinten durch eine Schleife zusammengehalten werden.

Schach.

Aufgabe Nr. 78. Von J. P. Taylor. Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 76 Seite 80.

- 1. Se 4 - g 5
2. D, S oder L setzt matt.

Correspondenz.

Fraulein Auguste v. R. in Potsdam, Antonie L. i in Prag, Martha G. in Breslau, Herrn Dr. Prügge, Assessor Fr. in Kirchen, F. Paulsen in Tellingstedt, Anton v. G. in Homburg, L. St. in Danzig. Nr. 73 richtig gelöst. — Herrn W. Ahmann in Lübeck. In Nr. 73 ist 1 D a 5 u. a 6 erfolglos, weil Schwarz K e 4 n. d 5 antwortet. — Jean Streher in Langnan. Auf 1 D a 2 - c 3 theilt Schwarz nicht S a 5 n. c 3, sondern K e 4 n. d 5, worauf kein Matt erfolgen kann. — R. in Schöneberg, W. G. in Pest, L. G. in Coburg. Auf 1 D a 5 - d 2 folgt b 2 - b 1 (wird Dame), woran diese Lösung scheitert. — Herrn B. v. M. in Kassel. Nicht jede Partiestellung, in der ein Matt erzwungen werden kann, ist ein Schachproblem. Ein solches muß eine feine, möglichst versteckte Pointe haben und gewisse Schönheitsgesetze erfüllen. — Harry W. in Berlin. Die Rochade ist unbehindert, wenn der Thurm über ein Feld hinweggehen muß, auf dem er geschlagen werden könnte. — Fraulein E. v. G. in Triepfah, Fraulein Pauline Gölbacher in Würzburg, Katharina K. in Wien, Margaretha v. B. in Frankfurt a. M., Clara G. in Spandau, Marie Dr. in Pest, Natalie M. in Budau, Dr. Böfel in Wolfenbüttel, D. Feld in Hannover, F. Paulsen in Tellingstedt, Oscar M. in Berlin, August M. in Breslau, Rudolph v. St. in Prag, Wilhelm G. in Würzburg und Joseph Malouin in Neuhaus. Nr. 74 richtig gelöst. — Fr. Marie Perlez, Herrn v. G. und mehreren geehrten Correspondenten. Um Ihrem Wunsche zu entsprechen, legen wir Ihnen folgendes Problem von C. N. Frankenstein vor: Weiß K e 6, D f 3, S e 5, L a 7, B b 4, c 2, g 2. Schwarz. K d 4, S d 8, S b 6, L c 7, B d 5 und g 7. Weiß zieht mit dem dritten Zuge matt. — Herr L. v. R. in Königsberg. Im italienischen letzten Problemturnier, welches nur für zweijährige Aufgaben ausgeschrieben war, hat der Preisrichter G. B. Valle in Spezia bereits sein Urtheil gefällt. Eine der preisgekrönten Aufgaben wird hier abgedruckt werden.

Räthselhafte Inschrift.



Auflösung des Buchstaben-Räthfels Seite 96. Alles, was ich kommt erschauen.

Auflösung des Räthfelspruchs Seite 96. Zier, Reiz.

Auflösung der dreifarbigen Charade Seite 96. Wortwechsel.

Räthsel.

Ich bin das Erste in der Welt, Doch nicht in Erde, Sonn und Sternen; Der Ehebund wird oft vergällt, Durch mich, wenn sie mich kennen lernen. In Wol und Weh werb' ich gefunden, Auch muß mich jedes Wesen tragen, Und bin dem Weisen ich entschunden, Läßt sich sein Rest mit Hämmern schlagen.



CORRESPONDENZ.

Literatur und Kunst. B. G. in Prag. Wir wüßten Ihnen als werthvolles Geschenk, bestimmt den Tisch des Salons zu zieren, kein besseres Prachtwerk in Vorschlag zu bringen, als Hans Makart's Festzug der Stadt Wien, in Chromolithographie von E. Stadlin (Verlag von M. Perles in Wien). „Die satte Farbenpracht, welche aus den Blättern des Festzugwerkes leuchtet, erneuert auf's glücklichste den Eindruck, den der unvergeßliche Festzug selbst auf alle jene hervorgerufen, welche bevorzugt waren, ihm beizuwohnen. Diese Blätter sind zugleich ein Denkmal, der Nachwelt vermacht, um ihr das entschundene Schauspiel im Bild zu überliefern, ein Schauspiel, um das Wien von der ganzen Welt beneidet wurde und das den Ruhm seiner kunstfertigen Bürger in die fernsten Zonen getragen hat.“ so urtheilt mit Recht J. C. Fischer, dem die erste Anrogung auf diesem Festzuge zu verdanken ist. Das nationale Prachtwerk bietet auf seinen 44 Tafeln großen Formates in der That eine unerhöchliche Quelle der Anregung; ein Schatz von Vorbildern zu Costümfesten, Studien, lebenden Bildern ist in diesen Blättern niedergelegt, auf denen von goldfarbigem Hintergrund die ganze Farbenpracht und der Formenreichtum des sechszehnten und theilweise auch des siebenzehnten Jahrhunderts abheben. Der Preis des Werkes, das durch alle Buchhandlungen zu beziehen, ist ein relativ niedriger und beträgt 25 fl. (50 Mark). — Eine hübsche Sammlung von „Mustern für Leinwanderei in farbigem Kunstdruck“ — blau, roth und schwarz — bietet der Verlag der Leipziger Stadtmuster-Fabrik von Kramer und Spohr. In den sechs vorliegenden Heften finden wir durchsichtige und gefällige Motive für Decken, Ränder, Fleins etc.; die große Beliebtheit, welche diese Art Kunststickerei neuerdings findet, wird dem Unternehmen günstig sein und den sehr zart und klar ausgeführten Blättern raschen Absatz verschaffen.

Toilette, Mode, Handarbeit. Frau v. G., Brandenburg. Wenden Sie sich an das Handschuhlager des Hoflieferanten S. Plehner in Berlin (3. Schloßfreiheit). Sie finden dort die gewöhnlichen hellfarbigen seidenen Gesellschafts-, ebenso die ziegelerbenen Handschuhe in jeglichen Ansprüchen befriedigender Weise. — L. S. in B. Dunkle Katuntleider steift man in einer dünnen Auflösung von Tischerleim. — Görlitz. Bei einer Hochzeit wird die Trauer abgelegt. Ältere Damen wählen Grau oder Vio, junge Mädchen Weiß mit weißen Blumen oder Veilchen. Satin merveilleux oder satin duchesse sind geeignete Stoffe zur Brauttoilette. — Abonnettin in Köln. Schreiben Sie an das Magazin von D. Krappe, Berlin, Leipzigerstraße 129. — M. L. in L. Das Monogramm A. L. erschien auf Seite 198 des Jahrg. 1881. — Zeffin i. W. Eine Hausmühe für Herren wird die nächste Arbeitsnummer des Bazar bringen; Ihren Wunsch, betreffs des „Rauschthals“ können wir nicht erfüllen. — Edelweiß in den Alpen. Wählen Sie die Frisur Abb. Nr. 28 auf Seite 20 d. Jahrg. — Damenstiefel aus Glaceleder werden mit Provençal oder mit Stiefel-Creme eingerieben. — Bremerhaven. Die verschiedenen „Stridstopfen“ sind verbildlicht in Abb. Nr. 12 bis 16 Seite 54 des Jahrg. 1874 enthalten, die betreffende Nummer des Bazar ist durch unsere Expedition zu beziehen. — M. L. in L. Wählen Sie einen Faltenrock. Vorlagen hierzu brachten Abb. Nr. 35 und 49 (mit Schnitt) Seite 37 und 38 des Jahrg. 1881, sowie Abb. Nr. 25 (ohne Schnitt) auf Seite 116 desselben Jahrg. — W. W. in G. Man dient sich zum Kräuseln der Haare einer Brennshere. — Frau Gabel in Z. Eine Handlung, welche point-lace-Bänder aus farbigem Seide vorräthig hält, ist uns nicht bekannt. Diese Bänder werden unseres Wissens in England fabricirt und sind vermutlich nur an gros von dort zu beziehen. — Camilla, Verehrerin des Bazar. Neue Dessins in Weißstickerei sind uns stets willkommen. — S. v. G. in Petersburg. Die Anleitung zum Erlernen der Knüppelarbeit brachten die Abb. Nr. 45 bis 56 auf Seite 372 des Jahrg. 1875. Ausführliche Darstellung finden Sie im III. Band der „Lehrbücher der Handarbeit.“ Verlag von Franz Wagner in Leipzig. — J. G. in B. Das Monogramm F. G. in Kreuzlich-Stiderei erschien auf Seite 102, dasselbe in Plattstich auf Seite 34 des Jahrg. 1881. — W. in H. Wir rathen zu einem schwarzseidenen Costüm. — Langjährige Abonnettin in W. — S. v. L. — G. v. J. G. Wir empfehlen Ihnen, sich an die Metallschablonen-Fabrik von C. W. Hehl, Berlin, alte Jakobstr. 76, zu wenden, welche Monogramme aller Art in Weiß- und Kreuzstich-Stiderei ausfertigen läßt. — G. L. in Bremen. Der erwähnte Stoff ist uns nicht bekannt. — Wittende in U. Garniren Sie das blaue Seidenkleid mit blauem Cartritem weichen Seiden- oder Wollstoff. — B. M. in J. Kinderwäsche wird unsere Nummer vom 1. Mai bringen. — Eine Leserin aus G. Reiche Auswahl von Sommerhüten finden Sie bei Josefmann, Berlin, Margrafenstr. 21; fertige Filetguipüre-Arbeiten in der Tapissier-Manufactur von J. Seligmann, Berlin, Gertraudenstraße 22.

Verschiedenes. Frau S. W. in Z. Es ist keine Krankheit, sondern ein unwillkürlicher Trieb, welcher infolge Langeweile entstanden ist und sich ausgebildet hat. Der Vogel verlangt Zerstreuung, d. h. Beschäftigung für seinen Schnabel. Beschäftigen Sie ihn, legen Sie ihm vor Allem Holz und andere Gegenstände zum Zermalmen in den Käfig. — Frau Gertr. W., Breslau. Wir können Ihrer einseitigen Auffassung des Fremdländischen nicht unbedingt zustimmen. Eine anerkannte Kraft der Pianoforte-Fabrikation besitzt u. A. Hr. L. Neufeld in Berlin, Kronenstraße 12/13. Seine Flügel und Pianos sind wegen ihres edlen Tons und ihrer leichtesten Spielbarkeit geschätzt und werden den vorzüglichsten Instrumenten zugezählt. Daß den Neufeld'schen Pianos auf der Ausstellung in Porto Alegre der erste Preis zu Theil geworden, sei u. A. hier nur angeführt als Signatur für die Werthschätzung dieses deutschen Industrierzeuges auch im Auslande.

- Anfragen. 1. Existirt in Süddeutschland eine Fabrik, welche ausgefertigte Seide wieder spinnet und zu Stoff verwebt?
2. Welche Verwendung finden größere Quantitäten abgestempelte Briefmarken?
3. Gibt es eine Bezugsquelle für wasserdicke Stoffe zu Regenmänteln und Touristenanzügen?

Für Putzgeschäfte. Die „Illustrirte Coiffüre“, Modenjournal für Damenputz, kostet vierteljährlich 3 M. und bringt: Colorirte Hutbilder (à 6—7 Modelle), Colorirte Hutföpfe (3/4 Lebensgröße), Colorirte Costümbilder, Tableau's (mit Hauben und Lingerie) und illustrirte Haupt-Nummern. — Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen entgegen.

Die nächste Nummer erscheint am 13. April. Da der Bazar, wie bekannt, vierteljährlich nur 12 Mal erscheint, das Quartal aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Vierteljahr eine Woche, in welcher keine Nummer ausgegeben wird.